

*Zusammenstellung: Hilde Stockmann © 2018;
Verlag: epubli, Berlin, www.epubli.de, rohrspatz@gmx.com.
ISBN: siehe Barcode auf letzter Umschlagseite*

Die Frau des Malers Hugo Scheele

Lebensbericht

Frau Rosel Scheele, geb. Müller

geschrieben 1972 im 83. Lebensjahr

* 1889 Bachstedt b. Weimar - + 1977 Münster

Der Maler Hugo Scheele:

* 1881 Arnshausen / Sauerland - + 1960 Zempin

*Heimatverein Zempin e.V.
www.zempin-usedom-heimat.de
17459 Seebad Zempin
Bilder: Archiv Hilde Stockmann
ISBN: siehe Barcode auf letzter Umschlagseite*

Dieser Lebensweg gibt uns Einblick, wie die Geschichte unseres Landes während zweier Weltkriege in einer der wenigen „gehobenen“ Familie verlaufen ist. Dieser Bericht zeigt uns, wie sich die Finanzkrise in den 20ziger Jahren ausgewirkt hat. In nicht so krassem Ausmaß hat unser Land in den vergangenen Jahren gerade so eine Krise gemeistert, aber auch, da sie aus der Vergangenheit gelernt hat.

Berücksichtigen muss man das Alter der Schreiberin, denn nach der Art und Genauigkeit des Berichtes sind die ersten Seiten einige Jahre vor Abschluss des Berichtes von 1972 entstanden. Gegen Ende folgen Wiederholungen und falsche zeitliche Reihenfolgen. Dass Erinnerungen nicht immer der genauen Wahrheit entsprechen, merkt man selbst, wenn man nach Jahren etwas erzählen möchte. Auch bei den Mengenangaben wachsen sie mit der Zeit, so wie beim Angler der Fisch nach Jahren immer größer wird. So können z.B. unmöglich so viele Menschen bei Vorträgen sich in den oberen Räumen der Ausstellung aufgehalten haben. Aber einige Tatsachen können wir auch belegen und werden sie durch Bilder und im Anhang durch Erklärungen darstellen. Diese Zeilen bringen uns aber auch zu mehr Verständnis über den Maler HUGO SCHEELE, der fast 40 Jahre in Zempin gelebt hat und wie er überhaupt in unser kleines Seebad gekommen ist.

Es ist eine Liebesgeschichte, die uns von der Seite der Frau erzählt wird, wie durch religiösen Fanatismus auch junge Menschen zu verzweifelten Taten gedrängt werden. So haben wir vielleicht auch mehr Einblick, wie es anderen Völkern geht, die heute noch mit diesem Problem zu kämpfen haben und wir schauen zurück, dass es noch nicht so lange selbstverständlich ist, wie tolerant doch unsere Gesellschaft geworden ist.

Durch die Verarmung, aber noch mit einem Haus in der Waldstraße und somit einem Dach über den Kopf, erfahren wir, wie man mit Vermietung und etwas Gartenbau auf dem kargen Sandboden in Zempin überleben konnte. Aber auch wie Liebende, ob in Reichtum oder Armut fest zusammenhalten.

Wie sehr sich Hugo Scheele durch die Umstände mit der Natur befasst hat, zeigen seine Werke, ob Bilder oder Gedichte. Auch wissen wir nicht, wenn er das Geld nicht verloren hätte, ob er nicht nach einiger Zeit die Insel wieder verlassen hätte.

Heute sind wir dankbar, dass er so lange wunderbare Werke schaffen konnte, es ist ein Gewinn für unser Seebad.

Kleine Tippfehler und Ortsangaben wurden richtig gestellt und der heutigen Orthographie angeglichen.

Versuchen Sie, lieber Leser, sich in die Zeit und Umstände einzufühlen.



Rosel und Hugo Scheele 1954 in Zempin

Meine Eltern hatten in Weimar in Thüringen ein Schuhwarengeschäft in der Marktstraße und als meine Mutter ihrer Niederkunft entgegen-sah, ging sie für kurze Zeit zu ihren Eltern nach Bachstedt bei Weimar, wo diese einen kleinen Hof hatten. So wurde ich am 14. Juli 1889 an einem Sonntagmorgen geboren. Die Dorfhebamme wurde hinzugezogen, wie das dort so üblich war. Mit 2 1/2 Pfund Gewicht kam ich auf die Welt und da ich keinen Laut, weder durch Rütteln, Schütteln und Klopfen von mir gab, gab mir die Hebamme auch keine Lebenschance. Sie badete mich,



machte mich auch fertig und legte mich auf das danebenstehende Bett. Dann versorgte sie auch meine Mutter und, als sie fertig war, verabschiedete sie sich mit den Worten: „Ich komme bald wieder.“

Meine Großeltern kamen ins Zimmer, betrachteten mich, aber auch sie gaben jede Hoffnung auf, dass ich am Leben bleiben würde. Meine Mutter lag, wie sie mir später erzählte, völlig erschöpft in ihrem Bett, denn es war ein heißer Sommer und meine Großeltern hatten mit der Ernte zu tun. Da hörte meine Mutter plötzlich ein leises Piepsen und da es keine Mäuse im Hause gab, konnte der Ton nur von mir stammen. Mit großer Anstrengung gelang es ihr, das kleine Bündel, welches ich war, heranzuziehen. Sie stellte fest, dass ich lebte und so legte sie mich an ihre Brust und ich trank, wie sie mir sagte, wie eine „Alte“ und dann wäre ich gesättigt eingeschlafen. Als die Hebamme wiederkam, um nach meiner Mutter zu sehen, konnte sie vor Schreck kein Wort hervorbringen. Mit unendlich viel Liebe und Mühe wurde ich nun gepäppelt, so dass ich in kurzer Zeit erheblich zunahm. Meine Mutter ging nun mit mir zurück nach Weimar, denn es waren außer mir noch drei Kinder zu betreuen und das Geschäft musste auch geführt werden, weil mein Vater wegen div. Einkäufe sehr oft unterwegs war. Meine persönliche Erinnerung geht zurück bis in das dritte Lebensjahr, wo ich, wie drei meiner Geschwister in den Kindergarten an der Hofkirche kam.

Auf diesem Friedhof der Hofkirche befindet sich auch das Grab von Christiane Vulpius, Goethes Frau.

Meine älteste Schwester wurde von meinen Großeltern erzogen, da auch die jüngste Schwester meiner Mutter sich verheiratet hatte. Da wir alle sehr wilde Kinder waren, mieteten meine Eltern immer ein kleines Haus, denn auch damals wollte kein Hausbesitzer eine Familie mit vielen Kindern haben. An dem Schuhwarenladen war auch die Wohnung, aber meine jüngste Schwester und ich spielten am liebsten im Laden. Dort stand eine sehr große Kiste, die als Ladentisch benutzt wurde und als ich fünf Jahre und meine Schwester drei Jahre alt waren, spielten wir auch mal wieder im Laden. Meine Mutter hatte gerade Schuhe aus der Kiste verkauft, da wurde sie plötzlich abberufen und vergaß, den Deckel der Kiste zu schließen. Sie trug uns noch auf, falls jemand käme, sollten wir sagen, dass die Mutter gleich wieder käme. Ich sah die offene Kiste und so sagte ich zu meiner Schwester: „Komm, wir spielen Puppenstube in der Kiste.“ Ich kletterte als erste hinein meine Schwester kroch hinterher. Wir räumten einen Teil der Schuhe zusammen, damit wir Platz hatten, und dann klappte ich den Deckel zu. Da wir beide wenig Luft bekamen, kam auch die Angst und ich wollte den Deckel hochheben. Aber meine Kräfte waren zu schwach und wir fingen an zu weinen. Dann hörten wir unsere Mutter zurückkommen und nach uns rufen. Da wir aber Angst vor Strafe hatten, blieben wir mäuschenstill. Wir hörten unsere Mutter rufen und nach uns suchen bis sie im Laden ein Geräusch hörte. Sie öffnete die Kiste und fand uns beide beinahe erstickt. Unsere Mutter war nun überglücklich, dass alles gut abgelaufen war und wir wurden nicht ausgezankt, aber wir mussten ihr Versprechen, so etwas nie wieder zu tun und wir haben es auch nie wieder getan, denn von dem Tage an betrachteten wir die Kiste mit etwas bangen Blicken. Da die Wohnung doch zu klein war, nahmen meine Eltern eine größere Wohnung am Marktplatz, wo später das Warenhaus von Hermann Tietz gebaut wurde. Da begann meine schönste Zeit, denn von hier aus waren es nur 2 – 3 Minuten bis zum Park, der am großherzoglichen Schloss anfang und sich bis nach Oberweimar erstreckte. Hier sah man oft den alten Großherzog Alexander mit seinem Hund spazieren gehen ohne jede Begleitung. Am Schloss war die große Reithauswiese mit dem Reithaus. Auf dieser spielten wir Kinder am liebsten, denn wir konnten dort unter den Augen des alten Großherzogs Alexander Blumen pflücken, soviel wir wollten. Auf der einen Seite der großen Wiese war das Reithaus, auf der anderen Seite die Rückseite der Bibliothek. An der Rückwand war eine kleine Nische angebracht, sie war so groß wie ein

Zimmer und diese war abgeschlossen und mit einem Gatter versehen, welches auch eine Tür hatte, die man öffnen und schließen konnte. Den Zweck dieser Nische haben wir niemals erfahren. Aber das war unser Zimmer, in dem wir immer spielen konnten. Tag für Tag waren wir im Park und nur bei Regenwetter blieben wir zu Hause, denn wir hatten in der Wohnung ein ganz großes Zimmer, sodass jeder von uns seine eigene Spielecke mit seinen Spielsachen hatte. Und wehe demjenigen, der seine Grenzen in dem Zimmer überschritt. Mein Vater hatte in Altenburg einen Vetter, wo er herstammte und auch einen Onkel, welche in Altenburg ein kleines Kaufhaus hatten und da die Kinder des Onkels alle erwachsen waren, bekamen wir von dort unsere Spielsachen und viele Lebensmittel, vor allen zu Weihnachten die berühmten Altenburger Stollen. Die Kisten, die von dort kamen, waren immer so groß, dass sie nicht durch die Haustür gingen und so mussten die Kisten vor dem Haus auf der Straße ausgepackt werden. Ich erinnere mich noch heute, als die erste Eisenbahn für meinen Bruder ankam und für uns drei Mädchen drei kleine Kaufläden, an denen uns vor allem die kleinen Waagen mit den niedlichen Messinggewichten und den kleinen Messinggeldstücken gefielen und dazu die prächtigen Puppen und Puppenstuben. Der Onkel meines Vaters war viel gereist und brachte den ersten kleinen Zoo nach Altenburg. Er hatte außer seinem Geschäft noch eine kleine Insel, die durch eine Brücke mit der Stadt verbunden war und auf dieser Insel hatte er den kleinen Zoo untergebracht und ein Ausflugslokal errichtet. Als ich 1936 das erste Mal nach Altenburg kam, wurde die Insel gerade geräumt, denn der Onkel meines Vaters war zu seinem Sohn gezogen, der bei Altenburg ein großes Gut besaß.

Um auf den Park in Weimar zurückzukommen, muss ich wiederholen, dass diese dort verbrachte Zeit mit zu den schönsten Erinnerungen meiner



Kinderzeit gehört. Wir spielten auch sehr viel am Römischen Haus, in der Mooshütte, am Schlangenstein und im großen Stern, nahe dem Goethe-Garten-Haus. Neben dem Goethe-Garten-Haus befand sich eine große abfallende Wiese, auf welcher wir uns immer herunter rollten. So lag ich eines Tages vor den Füßen eines alten Herrn, der einen großen Hund bei sich hatte. Ich war so erschrocken, dass ich anfang zu weinen. Da streichelte mich der alte Herr und beruhigte mich und meinte, der Hund würde mich nicht beißen. Als der Herr dann fort war, kam der Parkschutzmann zu mir und frug mich, ob ich wüsste, wer der Herr gewesen sei, was ich verneinte und dann sagte er mir, dass das der Herr Großherzog gewesen sei. Ich hatte damals wohl nicht den richtigen Begriff, aber ich wusste doch, dass das etwas besonderes sein musste und so war ich dann sehr stolz. Die alte Frau Großherzogin hatte ich schon öfter im Park spazieren gehen sehen, aber diese war nie allein, sondern ging mit einer Hofdame aus. Im Park suchten wir auch zu Ostern immer unsere Ostereier, die dort von unseren Eltern versteckt wurden. Auch nach Ostern suchten wir noch alle hohlen Bäume ab, aber wir fanden dort niemals Ostereier.

1896 kam ich in die Schule hinter der Stadtkirche. Ich hatte eine sehr große Tüte und wir mussten uns in der Klasse versammeln. Neben mir zu sitzen kam eine Emma Mötz. Die Toiletten der Schule befanden sich auf dem Hof. Gleich am ersten Tag, als wir eine kleine Pause hatten, gelang es mir Emma Mötz in eine Toilette einzuschließen. Nach der Pause fehlte natürlich die Emma Mötz und da ich neben ihr saß, wurde ich gefragt, ob ich sie gesehen hätte, was ich prompt verneinte. Nun wurde Emma Mötz gesucht, denn sie konnte nicht fortgegangen sein, weil ihre Zuckertüte noch auf ihrem Platz lag. Da ein Kind zur Toilette gehen musste, hörte sie auf dem Hof das Schreien der Emma Mötz. Sie wurde sofort befreit und da gab sie mich als Übeltäter an. Um mich wohl nicht vor der Schule scheu zu machen, bekam ich nur einen väterlichen Verweis von dem Lehrer und ich versprach ihm, es nie wieder zu tun, was ich auch nicht wieder getan habe. Aber Emma Mötz und ich wurden die besten Freundinnen.

Zu dieser Zeit zogen meine Eltern in die Seifengasse, schräg gegenüber dem Goethehaus, wo sie ein kleines Haus gemietet hatten. Vor dem Goethehaus waren Betonpfosten angebracht und als Verzierung zwischen diesen, dicken Ketten, die wir als Schaukeln benutzten. Wenn wir zu viert darauf schaukelten, wagte sich kein anderes Kind in unsere Nähe, denn wir behauptete unsere Rechte, dass dies unsere Schaukeln waren. Am Ende der Seifengasse stand das Haus der Frau von Stein. Die Vorderfront des Hauses lag auf der

Parkseite und vor dem Hause hatte man große Postamente angebracht, worauf hohe Oleanderbäume standen. Die Podeste standen ziemlich weit auseinander, aber wir mussten darauf natürlich unsere Künste üben. So sprangen wir von Stein zu Stein und wenn wir da ca. eine Stunde lang geübt hatten, kamen wir mit zerschundenen Kniescheiben nach Hause. Unsere Knie waren dadurch nie heil, denn kaum waren die Wunden geheilt, ging das Üben von Neuem los. Nur zwei Podeste konnten wir nur nach monatelanger Übung meistern und diese standen vor der Eingangstür, aber auch da von Stein zu Stein zu springen, gelang uns. Man sieht noch heute die Abdrücke der Füße an den Podesten, vor allen an den Eckpfosten. In dem Hause der Frau von Stein wurde später die russische Kirche untergebracht.

Im Park war uns auch kein Baum zu hoch, um diesen zu erklettern. Nachdem der Großherzog Alexander verstorben war und der neue Großherzog Wilhelm Ernst seinen Einzug gehalten hatte, durften wir im Park nicht mehr spielen. Auch kein Kinderwagen durfte durch den Park fahren. Das Blumenpflücken wurde ebenfalls verboten. Als ich aber doch einmal Blumen gepflückt hatte und der Parkschutzmann von Weitem sichtbar war, kletterte ich auf einen hohen Baum. Meine jüngste Schwester stand unter mir und hatte große Angst. Als sie der Parkschutzmann frug, wo ihre Schwester sei, blieb sie stumm, aber der Parkschutzmann hatte mich nach längerem Suchen doch entdeckt und verlangte von mir, dass ich herunterkommen sollte. Das tat ich aber nicht, sondern ich kletterte immer höher. Jetzt bekam der Parkschutzmann wohl selbst Angst und verschwand und sobald ich sah, dass er außer Sichtweite war, kletterte ich wie eine Katze nach unten und meine Schwester und ich liefen, was wir nur konnten nach Hause.

Als die alte Großherzogin Sophie verstorben war und die Beerdigung vor sich ging, waren die Straßen von Weimar, wo der Leichenzug durchging, mit weinenden Menschen gesäumt und so war es auch bei der Beerdigung des Großherzogs Alexander. Das alte Großherzogspaar war außerordentlich beliebt. Nur einer wenigen Gunst konnte sich der neue Großherzog Wilhelm Ernst erfreuen, denn er hatte seine Untertanen in Weimar durch die beinahe Alleinbesitznahme des Parks zu viel weggenommen. Aber auch er ging stets nur mit einem Adjutanten aus und machte beinahe täglich einen Spaziergang durch den Park. Er wurde von allen Menschen höflich begrüßt und auch er war recht leutselig zu allen Menschen, die er im Park traf, waren es nun Arbeiter oder Spaziergänger.

1897 wurde die Schule auf der „Ochsenwiese“ eingeweiht und in diesem Jahr fand auch der Einzug der Großherzogin Cäcilie von Reuß ä. L. statt. Diese war

zur Eröffnung der Schule eingeladen worden. Da ich so fabelhaft klettern konnte und auch im Springen so gut war, durfte ich vorführen. Aber kaum hatte ich die Turnhalle betreten, als ich auch schon an einer Stange hochkletterte und mich festhielt. Nun wurde ich gesucht, denn ich sollte ja vorführen. Die Turnlehrerin fand mich oben an der Decke und ich musste herunterkommen. An dem Springturmgerät schwang ich mich so hoch, dass ich beinahe die Decke streifte. Als ich für meine Leistung belobigt wurde, ging ich stolz nach Hause und berichtete von meinen Taten. Aber etwas werde ich bis zu meinem Tode nicht vergessen. Ich stieß etwas mit der Zunge an und wurde deshalb nicht nur von meinen Geschwistern, sondern auch von den Kindern in der Schule immer gehänselt. Da nahm ich mir vor, diesen Fehler selbst zu beseitigen und von dem Tage an – ich ging vielleicht erst 14 Tage zur Schule – war ich bis zum Ende meiner Schulzeit in den Pausen niemals auf dem Schulhof zu sehen. Ich schloss mich stets in eine Toilette ein und übte. Und das habe ich eisern durchgeführt, bis der Sprachfehler richtig behoben war. Erzählt habe ich es später meiner Mutter und meinem Mann. Direkt gelitten habe ich nicht darunter, denn ich ging am liebsten allein, obwohl ich immer voller Humor war bis in mein hohes Alter, denn jetzt bin ich im 83sten Lebensjahr. Nur einmal wurde ich in der Schule auf das Tiefste gekränkt. Wir hatten Religionsunterricht und wir sollten einen Aufsatz über Luther schreiben. In Religion war ich recht gut und ich schrieb diesen Aufsatz mit viel Liebe. Als ich meinen Aufsatz abgab, fand unter den Lehrern eine Beratung statt, ich wurde aufgerufen und gefragt, wer den Aufsatz geschrieben habe, worauf ich mit klarem Blick sagte, den habe ich ganz alleine geschrieben. Da wurde ich förmlich angeschrien: „Du lügst, den hast Du nicht geschrieben usw.“ Ich stand da, wie vom Blitz getroffen und ich konnte nicht antworten und von dem Moment an habe ich mir innerlich gesagt: Es kann kein Gott geben. Der es zulässt, dass ich so ausgeschimpft werde und von da ab war ich der ganzen Religion gegenüber gleichgültig. Ich hätte mich lieber töten lassen, als dass ich eine Antwort in der Religionsstunde gegeben hätte. Und diese Beschimpfung und Demütigung vor der ganzen Klasse habe ich bis heute nicht vergessen können.

Da ich für meine Eltern immer Wege besorgen musste, denn ich war eigentlich stets die Einzige, die sich dazu meldete, wenn es etwas zu besorgen gab, bekam ich auch meistens ein kleines „Trinkgeld“, wenn ich z. B. Schuhe ablieferte, die tags zuvor gekauft worden waren. So erinnere ich mich noch heute, wie ich einmal in der Kaiserin-Augusta-Straße in dem Palais des Herrn Minister Roon ein Paar Schuhe abzugeben hatte. Ich war schon auf

der Treppe, da begegnete mir ein älterer Herr, der mich fragte, was ich wollte und als ich ihm sagte, dass ich ein Paar Schuhe abzugeben hätte, schenkte er mir 1,- und das war damals sehr viel Geld. Es war kurz vor Weihnachten und so verschwiegte ich mein Geschenk, weil ich meinen Eltern zum Fest eine Freude machen wollte, was ich auch getan habe. Als ich nun gefragt wurde, woher ich das Geld hätte, da habe ich es erst erzählt. Wir Kinder bekamen auch des Öfteren von den Reisenden, die uns aus Pirmasens besuchten, kleine Münzen in unsere Sparsbüchsen und wir waren übergelukkig, wenn sich unter den Sparpfennigen auch die kleinen silbernen Zwanzig-Pfennig-Stücke befanden, denn damals kostete eine große Cremeschnitte 10 Pfennig und ebenso ein großer Mohrenkopf mit Schlagsahne und das geschenkte Geld durften wir vernaschen. Aber meistens kauften wir uns, wenn wir in den Park gingen, bei dem Konditormeister Schilling auf dem Grünen Markt jeder für 5 Pfennig Konditorkrümel und da bekamen wir stets jeder eine ganz große Tüte voll. Ich denke noch heute an meine glückliche Kindheit zurück. 1904 wurde ich schulentlassen und meine Konfirmation wurde, wie alle die anderen vor mir, schön gefeiert. Ach eins muss ich noch aus meiner Schulzeit erzählen. Ich war immer überschlanke und erweckte wohl bei vielen Menschen den Eindruck, dass ich unterernährt sei. So verlangte eines Tages mein Lehrer von mir, ich möchte mal mein Frühstück vorzeigen. Da ich immer großen Hunger hatte und viel zum Essen mitbekam, schämte ich mich und weigerte mich, es vorzuzeigen. Da wurde eine Mitschülerin beauftragt, mein Frühstück aus meiner Frühstückstasche zu holen. Ich fing an zu weinen, aber es half mir nichts. Ich hatte sechs große Scheiben mit Butter und Wurst belegt mit und so fragte mich der Lehrer, ob das mein Frühstück sei, was ich bejahte. Da fragte er mich, ob ich davon auch satt würde, aber da schüttelte ich nur den Kopf. Da bekam ich einen richtigen Weinkrampf und konnte mich lange nicht beruhigen. Mein damaliger Lehrer Wahnes hatte einen großen Garten an seinem Haus in der Bertuchstraße mit vielen schönen, alten Obstbäumen, vor allem Äpfel. Um den Kindern wohl eine Freude zu machen, nahm er in der betr. Zeit immer einen herrlichen, großen Apfel mit in die Schule. Diesen Apfel sollte Derjenige haben, der am schnellsten die Rechenaufgaben machte. Da ich im Rechnen sehr gut war, bekam ich den ersten Apfel. Das ging eine Woche lang so fort. Da wurde der Apfel geteilt, aber ich bekam doch wieder den ganzen Apfel. Er wurde dann in vier Teile geschnitten, aber der Apfel gehörte mir. Meine Mitschüler waren aber deshalb nie böse, sondern sie hatten einen unglaublichen Spaß, denn sie wussten, dass der Apfel am Schluss doch mir gehörte.



Da ich als Kind schon immer den Wunsch hatte, mal in die weite Welt zu gehen, mir schwebte immer Australien vor, wohin ich leider niemals gekommen bin, gaben mich meine Eltern nach der Schulentlassung zu Bekannten als Haus-tochter nach St. Johann-Saarbrücken, wo ich 1/2 Jahr lang blieb. Dort wurde ich zu allen Vergnügungen mitgenommen und so lernte ich

auch das Tanzen, wie Walzer, Rheinländer und Polka. Als ich wieder nach Weimar zurückkam, besuchte ich die Kunstgewerbeschule von van der Velde, die damals gerade ins Leben gerufen worden war. Und hier beginnt die Episode mit meinem Mann.

Dieser hatte, bevor er Maler wurde, in Leipzig auf Wunsch seines Vaters Medizin studiert und hatte es auch bis zum Physikum gebracht. Da er aber im Zeichnen und Malen sehr begabt war, bat er seinen Vater, ihn doch Maler werden zu lassen und so fing er in Leipzig mit Arbeiten an. Abends mussten er noch die Hochschule für Finanzwirtschaft besuchen, die er auch mit gut absolvierte. Von Leipzig kam er nach Düsseldorf und wurde Schüler von Professor Grünwald u. Gebhart. Da er ja katholisch war, zeichnete und malte er hauptsächlich christliche Motive. Ich lernte damals in Weimar, wohin mein Mann von Düsseldorf aus gekommen war, Thea von Harbou kennen, die später Schauspielerin geworden war. Wir spielten im Freien viel Pimh-Pomh und da Thea von Harbou Schülerin von Professor Olde war, besuchte ich sie des Öfteren in ihrem Atelier in der Kunstschule. So kam es vor, dass ich manchmal das Ende der Mal- und Zeichenstunde abwarten musste und so hielt ich mich im Gang der Kunstschule auf. Und da lernte ich meinen Mann und Professor Sascha Schneider kennen. Letzterer hatte besonders großen Gefallen an mir und forderte mich des Öfteren auf, mit ihm in sein Atelier zu frühstücken, was ich auch tat. Da fiel mir besonders auf, dass, wenn ich bei ihm war, er immer ganz „aus dem Häuschen“ war, denn er sprang über Tisch und Stühle, wie ein Junge, während er doch einen sehr gesetzten und unnahbaren Eindruck machte. Warum dies geschah, sollte ich später von meinem Mann erfahren, denn ich war damals noch sehr jung und vollkommen unerfahren. Ich hatte wohl schon einen Freund, aber da eine Ehe für uns niemals in Frage gekommen wäre, blieb sie vollkommen platonisch und das wusste auch mein Mann. Es war der Graf Friedrich von Medem – altes Adelsgeschlecht – und er hätte mich auch heiraten dürfen, wenn ich sehr vermögend gewesen wäre, was aber nicht der Fall war, denn

die Familie besaß wohl in Weimar ein großes Palais mit viel Dienerschaft, aber sie waren auch sehr verschuldet. Sie verkehrten am Weimarer Hof und alle die erforderlichen Aufwendungen kosteten auch damals viel Geld. Graf von Medem studierte Jura und ging später nach Jena und Breslau. Meinen Mann kannte ich wohl 1/2 Jahr. Da ging ich eines Tages mit einer Freundin über die Schillerstraße, die damals die Promenade von Weimar war und wir unterhielten uns über das neue Programm vom Varieté im Tivoli, welches wir nicht besuchen konnten, da wir dafür kein Geld mehr hatten. Meine Freundin und auch ich hatten unser monatliches Taschengeld bereits ausgegeben und so wollte sich meine Freundin an ihre Großmutter wenden. Wir waren mitten im Gespräch, da kam von Hinten eine Hand zwischen uns und mein Mann gab mir in die Hand ein Fünfmärkstück und meinte, so jetzt können Sie beide ins Tivoli gehen. Wir beide bekamen dunkelrote Köpfe, aber ich nahm das Geld und wir gingen am Abend auch in das betr. Varieté. Als ich tags darauf meinem Mann wieder begegnete, bedankte ich mich und da lud er mich ein, ihn in seinem Atelier zu besuchen. Er wohnte damals in Oberweimar in einer kleinen Villa. Als ich nach dort kam, war ein hübscher Teetisch gedeckt und mein Mann hatte dazu Berliner Pfannkuchen gekauft. Wir unterhielten uns über alles Mögliche, mein Mann frug mich, was ich machte und wer meine Eltern seien usw. Dann kam er auf mein Verhältnis mit dem Grafen von Medem zu sprechen und ich erzählte ihm, dass wir schon unendlich viel geweint hätten, weil wir uns ja niemals heiraten könnten. Daraufhin frug mich mein Mann, ob ich wirklich daran glaubte, dass mich Graf von Medem heiraten würde. Ich war außer mir, dass er das bezweifeln konnte. Da gerade Schützenfest war, forderte mich mein Mann auf, mit ihm zum Schützenfest zu gehen und da wollte er mir meinen Freund zeigen. Ich ging mit und da erlebte ich, dass Graf von Medem eine Kellnerin auf dem Schoß hatte. Das war damals für mich etwas Unerhörtes und ich gab sofort meine Freundschaft mit ihm auf. Als wir am Abend in das Kaisercafe kamen, denn nun hatte mich mein Mann eingeladen, mit ihm am Tisch zu sitzen, kam auch, wie immer, Graf von Medem und mein Mann beging den Fehler zu sagen: „Will das Gräflin noch ein Tänzchen wagen, so mag er's nur sagen, ich spiel ihm auf.“ Darauf war Graf von Medem so erbost, dass er meinen Mann zum Duell aufforderte, worauf ich dazwischen sprang und ihm sagte, was ich gesehen hatte, dass unsere Freundschaft jetzt aus sei und dass ihm durch den kleinen Spaß wohl keine Zacke aus der Krone gefallen sei. Professor Sascha Schneider kannte ich wohl 1/2 Jahr, als er mich eines Tages zum Abendessen einlud. Ich fragte ihn, wer da alles zugegen sei und da

bekam ich zu Antwort, es käme außer seinem hohen Freund noch einige hohe Offiziere. Prof. Schneider kannte meine Freundschaft mit meinem Mann und daher bat ich mir Bedenkzeit aus, um erst meinen Freund zu fragen. Als ich die Einladung meinem Mann erzählte, erklärte mich dieser auf und ich durfte natürlich nicht hingehen, denn nun wusste ich, dass diese Herren, also auch der Großherzog homosexuell waren und weil ich in meiner Schlankheit wie ein Junge wirkte, hatte er mich auch immer eingeladen. Kurze Zeit darauf es waren höchstens 14 Tage vergangen, wurde ich von Prof. Schneider wieder zum Frühstück eingeladen und da erzählte er mir, dass er am gleichen Tag ein Schreiben von der Regierung erhalten habe, dass er am nächsten Tag die Stadt und das Land zu verlassen habe. Ich verbreitete die Nachricht sofort und so wurde für den letzten Abend seines Daseins in der Stadt von den Kunstschülern ein Zapfenstreich für ihn ausgeführt. Erst im Jahre 1930, als ich bereits schon 9 Jahre verheiratet war, las ich mit meinem Mann in der Swinemünder Zeitung, dass Prof. Schneider im Kurhaus in Swinemünde abgestiegen sei und in der Nacht verstorben wäre. Er hätte wohl eine falsche Medizin eingenommen.

Nun zurück zur Bekanntschaft mit meinem Mann. Als ich ihn das zweite Mal besuchte, stand auf seinem Tisch auf meinem Platz das von mir bei der Firma Putz und Hölzer, wo mein Mann auch seine Malutensilien einkaufte, das von mir mit Namenszug bestellte Briefpapier. Ich war so erschrocken, dass ich anfang zu weinen, denn ich hatte es bisher nicht abholen können, weil mein Taschengeld nicht ausgereicht hatte. Der Inhaber der Firma hatte das Papier auf dem Ladentisch ausgestellt und mein Mann hatte es gesehen und da er meinen Namenszug sah, das Papier kurzerhand gekauft, um mich damit zu überraschen. Mein Mann lud mich nun ein, mit ihm einen größeren Spaziergang zu machen. Es ging über Belvedere, Vollersroda, Buchfahrt bis Bad Berka, wo wir zu Abend aßen und dann ging es in der Nacht zu Fuß auch wieder zurück. Meine große Ausdauer im Wandern beglückte meinen Mann und nun machten wir immer sehr große Spaziergänge. Es waren des Öfteren 50 – 60 km am Tage, aber abends waren wir immer noch frisch, dass wir in der Weinstube „Fürstenkeller“ zu Abend essen konnten. Mit Graf von Medem trafen wir dann noch einmal zusammen und wir verlebten zu Dritt einen heiteren Abend. Wir verabschiedeten uns in alter Freundschaft. Später war Graf von Medem Rechtsanwalt in Berlin und durch eine Freundin, die ihn als Rechtsanwalt für einen Prozess hatte, kam ich noch einmal schriftlich mit ihm zusammen und konnte ihm schreiben, dass wir auf der Insel Usedom unser Domizil aufgeschlagen hätten.

Als ich eines Abends mit meinem Mann zum Abendessen im Fürstenkeller saß, bemerkte ich, dass ich immer von einem jungen Mann angesehen wurde und so bat ich meinen Mann, die Plätze zu wechseln, was er auch sofort tat. Da stand dieser Herr auf, kam an unseren Tisch und stellte sich vor: „Heinrich Niedick ist mein Name“, darf ich mich zu Ihnen setzen, denn wir sind doch Kollegen. Da er sehr nett war, erlaubte es mein Mann und er setzte sich mit an unseren Tisch. Von diesem Abend an, war unsere Freundschaft beschlossen. Er erzählte uns damals, dass er der Sohn eines Arztes aus Halberstadt sei. Er sagte uns, dass er noch neun Geschwister gehabt hätte. Vor zwei Jahren wären alle Kinder an Typhus erkrankt und in einer Woche waren ihm 5 Geschwister gestorben. An der darauffolgenden Neujahrsfeier sei sein Vater am Tisch aufgestanden, um auf das Wohl seiner ihm verbliebenen fünf Kinder zu trinken, da habe er mit dem erhobenen Glas in der Hand einen Schlaganfall erlitten, der sofort tödlich war. Sein Vater war wegen der vielen Kinder in eine hohe Lebensversicherung eingetreten, sodass jetzt noch jeder von den Kindern studieren konnte. Zur gleichen Zeit lernte ich auch noch den Maler Paul Hofstetter kennen. Er war ein Sohn, des geh. Finanzrates Hofstetter aus Karlsruhe. Paul Hofstetter, mit dem wir eines Tages auf seine Bitte im Restaurant „Jungbrunnen“ in der Schillerstraße mit ihm die Mittagsmahlzeit einnahmen, sprach eine, auf der gegenüberliegenden Straßenseite gehende junge Dame an und bat sie an unseren Tisch, worauf die Dame auch sofort freudig zu uns kam. Es war die Tochter des Staatsrats Dr. Hirsekorn aus Berlin. Diese erzählte uns, dass ihr Vater täglich an der Tafel des Kaisers zu sitzen habe usw. Ihre Schwester hatte der Kronprinzessin beim Einzug in Berlin, Unter den Linden, einen Blumenstrauß überreicht mit einem kleinen Gedicht und sie in ihrer Residenz willkommen geheißen. Wir waren die besten Freundinnen und haben viel zusammen ausgeheckt. Damals lernte ich auch den Maler Rolfs kennen. Der einen Mäzen hatte, der ihm monatlich 100,- gab, aber dafür musste ihm Rolfs alle seine Arbeiten überlassen. Dieser Mäzen wohnte damals Ecke Kaiserin-Augusta-Straße. Sein Name war Wienecke oder so ähnlich. Auch den Redakteur Scheidemantel, der alle Rezensionen zu schreiben hatte, er war bei der Weimarischen Zeitung



angestellt, lernte ich in dieser Zeit kennen. Er wurde mehr wie bescheiden bezahlt und da er Frau und eine Schar Kinder hatte, die in Rudolstadt wohnten, wurde er immer von uns, d. h. von einem der Herren, von meinem Mann, Paul Hofstetter oder Heinrich Niedick eingeladen. Heinrich Niedick hatte eine Freundin, Marie Hirschberg, eine reinrassige Jüdin, die mit dem Buchverleger Kiepenheuer ein Verhältnis hatte und Tochter eines Kaufmanns war. Wir nannte sie Fiffi. Sie hatte im Kiepenheuerverlag alle neu erscheinenden Bücher zu lesen, um sie dann der Kundschaft zu empfehlen. Sie war außerordentlich begabt und sehr intelligent. Zu unseren Geburtstagen oder zu Weihnachten bekamen wir von ihr alle Neuerscheinungen, die im Laufe des Jahres von Kiepenheuer verlegt worden waren. Wir bildeten also zu sechs 3 Paare, die für Jahre unzertrennlich sein sollten.

Elli Hirsekorn wohnte damals bei einem Dr. Walther in der Belvedereallee und lernte das Fotografieren. Sie war immer sehr exzentrisch angezogen, sehr teuer, sie trug nur plissierte Rohseidenkleider mit Schleppe und so bekam sie eines Tages eine Aufforderung der Polizei, sich an dem und dem Tage bei der Polizei zu melden. Sie kam ganz aufgeregt zu uns, denn sie konnte sich ja nicht erklären, warum und weshalb man sie zur Polizei zu gehen, aufforderte. Mein Mann sagte ihr, es könnte sein, dass man sie fragen würde, wer sie sei und was sie mache und wo von was sie lebe. Das begriff Elli natürlich nicht, aber sie ging zur angegebenen Zeit hin. Als sie das Zimmer betrat, sah sie einen Beamten am Tisch sitzen, der sie nicht beachtete. Elli blieb also stehen. Da sah sie der Beamte an und sagte im schroffen Ton: „Setzen sie sich“. Da aber nur eine kleine Bank im Zimmer stand und kein Stuhl, setzte sich Elli nicht. Da kam die zweite Aufforderung: „Setzen sie sich“. Aber Elli ignorierte auch diesen Befehl. Da frug sie der Beamte: „Wie heißen Sie?“ Antwort: Elli Hirsekorn. Wo wohnen Sie? Antwort: in der Belvedereallee. Was machen Sie hier? Antwort: Ich lerne das Fotografieren. Wer sind Ihre Eltern? Antwort: Mein Vater ist Staatsrat Dr. Hirsekorn in Berlin und sitzt wahrscheinlich gerade an der Kaiserlichen Tafel mit seiner Majestät zusammen. Da brach der Beamte in ein schallendes Gelächter aus und meinte: „Ja, das sagen sie alle!“ In dem Moment geht die Tür auf und ein hoher Polizeioffizier steht im Rahmen der Tür und hörte die letzte Antwort von Elli Hirsekorn. Und der Zufall will es, dass dieser Beamte den Vater von Elli kannte und so sah er den Beamten sehr scharf an und frug Elli, was das zu bedeuten habe, worauf ihm Elli die volle Wahrheit sagte und ihm ihre Aufforderung, zur Polizei zu kommen, übergab. Der Beamte bekam einen hochroten Kopf, entschuldigte sich vielmals bei Elli Hirsekorn und bat um

Verzeihung, denn Elli war nahe daran, ihren Vater telefonisch zu bitten, nach Weimar zu kommen und sie abzuholen, wegen dieser Beschimpfung. Doch der Beamte, der alle Fragen an sie gestellt hatte, bat sie flehend um Verzeihung und Elli gab nach und bat, diesen ganzen Irrtum zu vergessen, denn sie wollte nicht, dass ein Beamter, der Familie hatte, auf solche Weise diffamiert wurde. Als sie aber zu uns kam, waren wir zuerst empört, aber dann haben wir doch alle herzlich gelacht.

Da ich nun dabei bin, kleine Erlebnisse zu schildern, will ich auch weiter erzählen von allem, was mir gerade einfällt. So hatte sich Paul Hofstetter einen kleinen Hund angeschafft, den er Fräulein nannte. Wenn er nun gegen Abend mit seinem Hund über die Schillerstraße ging, denn dies war die Promenade für alle Bürger und eine Dame vor ihm ging, sagte er immer: Fräulein, Fräulein und in immer zärtlicheren Tönen: Fräulein, bis sich die Dame entsetzt umdrehte und sagte: Mein Herr, was fällt Ihnen ein, ich verbitte mir das, so sagte Paul Hofstetter in recht scharfen Ton zu seinem Hund: Fräulein willst Du wohl hierher gehen, worauf die Dame errötete, sich umdrehte und in einer der nächsten Straße verschwand. Als damals die Rollschuhe aufkamen, ließ Hofstetter seinem Hund ein Paar Rollschuhe machen, die mit Schienen an den Beinen befestigt waren und an einer Leine wurde dann Fräulein über die Schillerstraße gefahren. Das wurde aber vom Tierschutzverein verboten. Daraufhin ließ er sich einen Ulster anfertigen mit besonders großen Taschen und in diese Taschen steckte er zwei ganz junge Hunde, die er festhielt, sodass nur die Köpfchen zu sehen waren und damit prominierte er auf der Schillerstraße. Auf dem Marktplatz in Weimar stand in der Mitte des Platzes ein großer Kandelaber mit fünf Gasflammen. Auf der einen Seite des Marktplatzes stand das Rathaus, gegenüber stand das Stadthaus. Da kam Paul Hofstetter auf die Idee, diese fünf Gasflammen zu löschen, aber wir anderen sollten ihm dabei helfen, damit er nicht erwischt wurde. Jeder von uns bekam einen derben Stock und Jeder stand an einer Ecke des Marktplatzes vor einem großen Schaufenster. Wir hatten die Aufgabe, die Scheibe einzuschlagen, sobald von ihm ein Pfiff ertönte, denn das war das Zeichen, dass man von der Wache im Rathaus aus ihn gesehen hatte und auf ihn losging. Er erkletterte also den Kandelaber und drehte eine Flamme nach der anderen aus. Es war eine dunkle Nacht, d. h. ein dunkler Abend und von den Gasflammen aus konnte man nicht viel sehen. Plötzlich kam der verabredete Pfiff, aber vier von uns waren so erschrocken, dass wir die Stöcke weg warfen und nur der Fünfte von uns schlug mit seinem Stock kräftig zu. Und zugeschlagen hatte Heinrich Niedick, der an der Weinstube

von Schrickel postiert war. Wir alle gingen sofort in unser Stamm-Cafe, setzten uns, wie immer, ruhig hin und bestellten etwas zum Trinken. Niedick kam etwas später und dann erschien auch Paul Hofstetter. Als die nächsten Gäste in das Cafe kamen, gab es eine große Aufregung, denn Jeder wusste mehr zu erzählen. Man hatte in der Weinhandlung Schrickel eingebrochen und die Einbrecher hatten ganze Fässer Wein mitgenommen. Wir hörten dann den ganzen Abend nur Schauergeschichten und für Weimar gab das eine Sensation. Auf einmal war Paul Hofstetter verschwunden und als er nach 1/2 Stunde wieder kam, berichtete er, dass er den ganzen Schaden bei der Firma Schrickel wieder gut gemacht hatte. Er hatte seinen Streich berichtet, hatte außerdem für jeden der drei Herren eine größere Weinbestellung aufgegeben und den Sachschaden bezahlt und damit waren alle einverstanden. So kam auch kein Artikel über diese Sache in die Zeitungen. Übrigens waren wir ja mit dem Redakteur der Zeitung Hermann Scheidemantel eng befreundet und dieser brachte auch von unseren Streichen nur das, was wir wünschten. Ein andermal waren wir bis zur Polizeistunde, also 2 Uhr früh in der Weinstube gewesen, es war wohl eine Geburtstagsfeier gewesen, auf den Gedanken, mit dem 1/2 3 Uhr Zug nach Jena zu fahren. Paul Hofstetter schlug vor, dass wir vierter Klasse fahren sollten. Wir anderen lehnten wegen der Fülle der Wagen ab, denn mit diesem Zug fuhren hauptsächlich Arbeiter. Aber wir einigten uns doch auf die vierte Klasse, weil uns Hofstetter versicherte, dass er es fertig bringen würde, dass wir ab der nächsten Station Oberweimar das Abteil allein haben würden. Als wir eingestiegen waren, fing Hofstetter an, furchtbare Fratzen zu schneiden, sodass die Mitfahrenden es mit der Angst zu tun bekamen. Mein Mann tröstete die verängstigten Gemüter mit den Worten: Sie brauchen keine Angst zu haben, wir haben die Zwangsjacke mit, denn wir müssen unseren Freund in die Irrenanstalt bringen. Als der Zug in Oberweimar hielt, stiegen alle Insassen bis auf uns aus und so hatten wir tatsächlich das ganze Abteil für uns. Auf der nächsten Bahnstation riefen Arbeiter aus dem neben uns liegenden Abteil zu, sie sollten bei uns nicht einsteigen, wir hätten einen Wahnsinnigen bei uns. Als wir in Jena ankamen, wo die große Irrenanstalt von Dr. Biswanger war, hatte sich eine Reihe von Arbeitern aufgestellt, die den Wahnsinnigen sehen wollten. Paul Hofstetter lüftete seinen Hut und sagte auf die freundlichste Art: „Guten Morgen meine Herren, ich habe eine Wette gewonnen, denn ich habe mit meinen Fratzen alle Mitreisenden aus unserem Abteil verschuecht.“ Wir gingen stolz davon und die Menschen auf der Straße sahen uns kopfschüttelnd zu, wie wir davon gingen, denn sie

glaubten an keinen Spaß, sondern sie nahmen ernstlich an, dass Paul Hofstetter doch ein Wahnsinniger sei. Als wir losmarschieren, fing es an zu regnen und wir wollten wenigstens den Fuchsturm erstiegen haben. Unterwegs wurde der Regen immer heftiger und wir wollten uns eigentlich unterstellen. Da kamen wir an ein großes Grundstück, wo ein Gärtner arbeitete. Dieser betrachtete uns und frug, wo wir hin wollten. Er bekam die Antwort, dass wir nach Biswanger wollten. Da lief der Gärtner zum Tor, öffnete es weit und bat uns einzutreten, denn wir waren an der Irrenanstalt von Dr. Biswanger. Der Gärtner nahm wohl an, dass unter uns ein Irrsinniger war und trat weit zurück von der Toreinfahrt, aber wir alle sechs machten, dass wir weiter kamen. Wir kehrten in der Gaststätte Fuchsturm ein, denn wir waren pitschepatschenass und da blieben wir wegen des Regens bis zum Abend, wo wir wieder zurück fuhren. Wir alle sechs hatten einen gemeinsamen Freund Johannes Ralph. Dieser war Schauspieler am Stadttheater in Weimar. Da er immer nur ganz kleine Rollen bekam, hatten wir uns vorgenommen, wenn er jetzt wieder eine solche kleine Rolle bekommt, werden wir ihn mit Blumen überschütten. Da wurde ein Theaterstück gegeben, wo er nur einen Brief abzugeben hatte und diese Gelegenheit nutzten wir aus. Wir kauften also sechs wundervolle Blumensträuße, um sie am Abend, nachdem im Theater der Vorhang gefallen war und er seine Rolle hinter sich hatte, - er hatte in diesem Stück nur einen Brief abzugeben – ihm durch den Theaterdiener überreichen zu lassen. Ralph hatte keine Ahnung, dass die Blumen für ihn bestimmt waren und er war bereits verschwunden. Als nun die Blumensträuße auf die Bühne gebracht wurden, glaubten die Schauspieler, dass sie für sie abgegeben worden waren, aber der Theaterdiener erklärte allen, dass die Blumen für die hervorragende Leistung des Herrn Ralph diesem gehörten und da brach das ganze Theaterpublikum in ein schallendes Gelächter aus. Diesen Streich haben wir aber doch in die Zeitung bringen lassen und der Name Ralph war in aller Munde.

Ralph selbst war ein Unikum. Da er immer kleine Dummheiten machte, bekam er ein Strafmandat nach dem anderen und mit diesen Strafmandaten tapezierte er seinen Wohnraum. So lud er uns eines Tages ein, ihn in seiner Bude zu besuchen, er hätte uns etwas zu zeigen, was wohl kaum ein Mensch glauben würde. Wir gingen als hin und konnten das Strafmandat selbst lesen. Er war wegen ruhestörenden Lärm, verursacht durch überlaute Blähungen auf der Schillerstraße in der Nach zwischen 2 und 3 Uhr mit 3,- Strafe belegt worden. Wie er uns erzählte, hatte dieser Vorfall wirklich stattgefunden. Ein

Schutzmann hatte ihn verwarnt, diese Störungen zu unterlassen, aber es gelang ihm, wie wusste er selbst nicht mehr, noch mehr und noch lautere Töne von sich zu geben, sodass ihn der Schutzmann aufforderte, ihm seine Personalien zu nennen.

An allen Sonntagsvormittagen, wenn es nicht regnete, war immer im Park ganz in der Nähe des Schlosses Militärmusik und die dort Spaziergehenden konnten sich daran erfreuen. So ging auch eines Sonntags mein Mann auf der Promenade im Park spazieren. Da bemerkte er hinter sich einen kleinen Hund, der sich wohl verlaufen oder sein Herrchen verloren hatte. Da aber Hunde im Park unbedingt an der Leine zu führen waren, kam der Schutzmann auf ihn zu und sagte: „Nehmen Sie den Hund an die Leine, denn es ist bei Strafe verboten, Hunde hier frei herumlaufen zu lassen. Mein Mann lehnte dieses Ansinnen ab, worauf der Parkschutzmann immer dringender wurde, dass er den Hund an die Leine zu nehmen habe. Der Disput wurde immer lauter, sodass sich mehrere Spaziergänger um meinen Mann und den Hund gruppierten und auch ihn baten, den Hund an die Leine zu nehmen. Aber mein Mann erklärte immer wieder: Aber ich nehme den Hund nicht an die Leine. Der Parkschutzmann forderte ihn nun auf, mit zur Wache zu gehen, damit man seine Personalien feststellen konnte. Das Rathaus war nur 2 Minuten entfernt und so ging mein Mann mit, hinter ihm der Hund. Dort wurden seine Personalien aufgenommen und dann wurde er gefragt, warum er den Hund nicht an die Leine nähme, denn er wüsste doch, dass er sich strafbar mache, wenn der Hund frei herumliefe. Mein Mann erklärte daraufhin abermals, dass er niemals den Hund an die Leine nehmen würde und dann sagte ihm mein Mann: Meine Herren, Sie verlangen von mir, dass ich den Hund an die Leine nehme, aber Sie haben mich noch nicht einmal gefragt, ob der Hund überhaupt mir gehöre. Der Hund gehört mir nicht und ich würde mich doch strafbar machen, wenn ich einen fremden Hund an mich nehmen würde, worauf die Beamten in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

Mein Mann konnte also gehen, der Hund wurde auf der Polizeiwache zurückgehalten und als mein Mann wieder auf der Promenade erschien, gab er sein Erlebnis zum Besten.

Da meine Freundin durch ihren Vater als hoffähig galt, wurde sie sehr oft zu den vornehmsten Bällen eingeladen und so konnte sie uns auch immer sehr viel erzählen. So wussten wir auch, dass die Moral des ganzen Hofadels mehr wie zweifelhaft war, aber wir sagten uns, schließlich sind es auch nur Menschen. Meine Freundin Elli konnte sehr hoheitsvoll einhergehen und da

sie immer lange, seidene Schleppenkleider trug, die damals sehr in Mode waren, kam Hofstetter eines Tages auf den Gedanken. Elli hatte die Figur der Großherzogin und so besorgte sich Paul Hofstetter einen dunklen Anzug mit silbernen Knöpfen und machte einen Spaziergang von Weimar aus über Belvedere, Vollersroda, Possendorf bis Buchfahrt und überall verkündete er, dass am nächsten Tag die Frau Großherzogin bis Buchfahrt einen Spaziergang machen würde. Elli ging also als Großherzogin und ich als ihre Hofdame. Paul Hofstetter ging 10 Schritte hinter uns in seinem dunklen Anzug mit einem dunklen Mantel über den Arm. Schon in Belvedere überreichte man Elli einige Blumensträuße von Schulkindern und der Spaziergang ging weiter nach Possendorf, wo sich dasselbe ereignete und sie von dem dortigen Lehrer begrüßt wurde. Wir marschierten dann doch bis Buchfahrt – 8 km entfernt, wo die Schuljugend aufgestellt war und sie da auch mit Blumen geehrt wurde. Auch der Lehrer überreichte ihr einen Blumenstrauß und bedankte sich dafür, dass sie den Weg bis Buchfahrt gemacht habe. Unser Freund Scheidemantel wollte das nun auch durchaus in seine Zeitung bringen, aber wir widersprachen, weil wir glaubten, dann evtl. wegen groben Unfugs bestraft zu werden.

Wieder ein anderes Mal gab es in der „Erholung“ am Karlsplatz ein großes Konzert, wo auch das Großherzogliche Paar eingeladen worden war. Wir hatten für das Konzert auch Karten bekommen und ich hatte mich mit meiner Freundin verabredet. Als ich zu ihr kam, war sie noch nicht fertig angezogen und ich drängte zur Eile. Aber Elli ließ sich nicht aus der Ruhe bringen und meinte, lass das nur mich machen, wir kommen schon noch hin. Als wir nun endlich ankamen, waren bereits die Türen geschlossen und der Saaldiener sagte uns, dass die hohen Herrschaften bereits alle Platz genommen hätten, worauf ihm Elli mit hoheitsvoller Miene sagte: „Wir kommen vom Hof.“ Sofort wurde die Flügeltür noch einmal geöffnet und wir durften an der Seite des Saales Platz nehmen. In der der vorderen Reihe, wo der ganze Hof saß, verneigte man sich vor uns und wir nahmen Platz. Das Konzert konnte beginnen. Diesen Vorfall brachte aber unser Freund Scheidemantel doch in die Zeitung, aber er schrieb vorsichtshalber, dass sich noch zwei Damen der Hofgesellschaft etwas später eingefunden hätten.

Wieder ein anderes Mal saßen wir alle in der Weinstube „Alt-Weimar“ in der Kaiserin-Augusta-Straße, als plötzlich die Tür aufging und ein junger Mann in die Weinstube kam, die Tür hinter sich abschloss und rief: „Sie sind alle meine Gäste, ich lade sie ein.“ Da die anwesenden Gäste als auch wir alle selbst genügend Geld hatten, wollten wir alle ablehnen, aber da trat der

Kellner, Herr Lessing, wie er von uns allen genannt wurde, an unsere Tische und bat uns, die Einladung anzunehmen, denn dieser junge Mann habe gerade die dritte Millionenerbschaft aus Amerika angetreten und so nahmen wir wegen Herrn Lessing an, denn wir alle wollten ihm seinen Verdienst nicht wegfallen lassen. Aus dem Fürstenkeller, wo wir ja fast alle früher verkehrt haben, wurde ein opulentes Abendessen für ca. 40 Gäste besorgt, denn die Weinstube „Alt-Weimar“ war auf eine solche Zahl von Gästen zum Abendessen nicht genügend vorbereitet. Zum Trinken gab es für die Damen White Star und für die Herren Mumm. Das Abendessen wurde serviert, man hatte noch ein paar Kellner hinzugezogen und die Feier begann. Es war ein sehr heiterer und lustiger Abend, denn wir hatten an diesem Abend mehrere Schauspieler und Sänger vom Hoftheater unter uns, vor allen Xaverl Mang, der entzückende, kleine Lieder zum Besten gab. Wir waren bei dem Thema „Goethe“, als es plötzlich an die Tür klopfte. Paul Hofstetter ging zur Tür und öffnete sie. Da kam der Revierschutzmann mit blinkenden Helm herein und bot: „Feierabend“. In diesem Moment sprang eine Schauspielerin auf - Fräulein Schubert - wir nannten sie Madame Schubert, und umarmte den behelmten Schutzmann und rief in einem zu, „mein Goethe, mein Goethe“ und so musste dieser „Goethe“ bei uns bleiben. Er bettelte zwar sehr, dass wir ihm doch seinen Dienst weiter tun lassen sollten, aber alles betteln half nichts, er musste bleiben. Als dann gegen 4 Uhr der zweite Schutzmann anklopfte, wurde auch dieser in die Weinstube gelassen, aber auch er musste bleiben. Am Schluss der Feier wurde dann Geld für die Polizei gesammelt und Paul Hofstetter begab sich zum Rathaus, um die Angelegenheit zu bereinigen. Da es eine namhafte Summe war, die er übergeben konnte, wurde die Angelegenheit vertuscht, wie viele andere, die wir schon begangen hatten. Unter anderem lernten wir auch den berühmten Augenarzt Dr. Gräfe kennen und auch seinen Bruder, der damals bereits unter Kuratel¹⁾ stand. Wir saßen zusammen im Kaisercafe und da gab der Bruder von dem Augenarzt Liköre aus. Wir waren ca. 10 Personen am Tisch und sobald ausgetrunken war, fegte er mit der Hand die Gläser vom Tisch mit der Bemerkung, dass man aus jedem Glas nur einmal trinken sollte. Wir hatten wohl ca. 6 – 7 Glas getrunken, als Gräfe in die Westentasche griff und eine kleine Hand voll 20,- und 10,- Stücke in Gold auf den Tisch warf und sagte: „Bitte zahlen!“. Da fasste ich den Mut, diese Goldstücke mit der Hand auf den Scherbenhaufen zu fegen und sagte: „Das ist für den Kellner!“. Wir fast alle waren doch empört, wie dieser Mann den Kellner behandelte. Gräfe aber lachte, stand auf und verabschiedete sich. Wir blieben noch etwas sitzen und da erlebten

wir, wie ein Diener von Gräfe kam und frug, was zu bezahlen war. Der Kellner sagte ihm die Summe, die sofort bezahlt wurde. Aber über diesen Fall haben wir uns noch länger unterhalten und mein Mann und ich haben an solchen Gelagen mit Gräfe nicht wieder teil genommen, denn damals verdiente ein Arbeiter 18,- bis 20,- die Woche bei einer Arbeitsdauer von 12 - und mehr Stunden.

Mit meinem Mann machte ich in seiner Freizeit immer große Spaziergänge. Ich musste, wenn er arbeitete immer sehr viel lesen und bei den Spaziergängen sprachen wir über das, was ich gelesen hatte. Dadurch sammelte sich bei mir eine schöne Bibliothek an und auch hauptsächlich Bücher, die wir alle von Fiffi Hirschberg bekamen, denn diese erwarb sie zu Sonderpreisen, da sie ja bei Kiepenheuer angestellt war. Mein Mann hatte in Weimar auch einen Vetter – Hans Dornbach, der ebenfalls Schüler von Hans Olde und Ludwig von Hoffmann



war und dieser wiederum war mit Ivo Hauptmann eng befreundet und so lernten wir auch diesen, als auch seinen Vater kennen, der seinerzeit des Öfteren nach Weimar kam, um seinen Sohn zu besuchen. So erlebten wir einmal im ersten Hotel „Russischer Hof“, wie man die neue Mode – Rollkragenpullover – einschätzte. Meine Freundin Elli kam aus Berlin, wo sie bei ihren Eltern gewesen war und brachte für jeden von uns einen grünen Pullover mit und wir gingen in diesen Pullovern mit Ivo Hauptmann, der einen weißen Pullover an hatte in den russischem Hof, wo Hauptmann Zimmer für seinen Vater und den Herzog von Meinigen bestellen wollte. Wir gingen in das Restaurant, um dort etwas zu trinken und Hauptmann verhandelte mit dem 1. Portier des Hauses. Er wurde jedoch kurzerhand abgewiesen und man meinte, er hätte sich wohl vertan und er sollte im Hotel Chemnitius Zimmer mieten. Dieses Hotel lag ca. 100 Schritte vom Russischen Hof entfernt und es wurde hauptsächlich von Reisenden aufgesucht. Ivo

Hauptmann merkte wohl, warum man ihn abwimmeln wollte, er aber ließ sich auf nichts ein und wollte Zimmer im Russischen Hof haben. Es kam zu einer etwas heftigen Debatte und da erschien der Chef des Hauses, der sofort frug, was los sei. Da wurde Ivo Hauptmann wütend und sagte, ihr

K. G. 7.2. 1963

Sehr verehrte Frau Rosa Schale, Paul
für Ihren ausführlichen Brief über die
und über meinen Leben. Schale
war immer ein Philosoph und hat sein
Leben seinem Wissen nach eingerichtet
da für mich war mein Geist
zu leben und meine Ideen alle
Jahre. Ihr Ivo Hauptmann

Portier will nicht verstehen, dass ich Zimmer bestellen möchte und jetzt sage ich zum letzten Mal, ich möchte für die und die Zeit, die erste Etage im Hotel für meinen Vater Gerhart Hauptmann und den Herzog von Meiningen bestellen. Mit großen Augen sah ihn der Portier an und entschuldigte sich. Es war im Russischen Hof jedenfalls noch

niemals ein Herr mit einem Pullover gewesen, der dort ein Zimmer haben wollte. Wir haben uns prächtig amüsiert über die Blasiertheit dieser Angestellten. Mit Ivo Hauptmann und dem Vetter meines Mannes kamen wir später in Paris zusammen, wo wir vier auch den Bildhauer Rodin kennen lernen sollten.

Als die zweite Frau des Großherzogs – Feodora von Meiningen – ihren Einzug in Weimar hielt, hatten wir sechs unsere grünen Sweater angezogen, die Herren hatte weiße Schaals und weise Mützen, wir Damen hatten Hermelinpelze und Hermelinkappen mit Hermelinmuffen an. Wir hatten uns einen Tafelwagen von der Firma Staupendahl gemietet und diesen in der Hummelstraße, die quer zur Schillerstraße führt, aufstellen lassen und auf diesem standen wir drei Paare untergehakt auf diesem Tafelwagen, um dem Großherzoglichen Paar zu winken. Wir standen also ziemlich hoch und konnten die ganze Straße überschauen. Als der Wagen mit dem Großherzoglichen Paar ankam, waren diese als auch wir sehr erstaunt und die Freude war auf beiden Seiten groß. Die Großherzogin hatte ein grünes Damastkleid, in der Farbe wie unsere Sweater an und trug einen Hermelinhut, Hermelinpelz und Hermelinmuff, denn es waren die Meiningschen Landesfarben, wovon wir aber keine Ahnung gehabt hatten. Wir winkten nun mit allen Kräften und am anderen Tag war in der Zeitung zu lesen, wie sehr sich die Großherzogin gefreut hätte, dass Schüler der Kunst- und Kunstgewerbeschule sie in ihrer Landesfarbe begrüßt hätten. Wir waren natürlich sehr stolz, obwohl wir davon ja gar keine Ahnung gehabt hatten.

Einmal war auch eine große Aufregung in Weimar. Ca. 10 Schüler der Kunstschule hatten ihre Malkittel angezogen, sich einen Lorbeerkranz auf's Haupt gedrückt, eine große, weiße brennende Kerze in der Hand, marschierten sie am hellen Sommertag über die Schillerstraße. Die Menschen waren stehen geblieben, denn man dachte an eine Erscheinung. Am Wittumspallais, wo eine Treppe nach unten ging, die in die Rittergasse führte, verschwanden die Gestalten, legten ihre Mäntel ab, nahmen die Kränze vom Kopf und löschten die Kerzen und man glaubte an einen Spuk. Wer das gesehen hatte und es erzählte, dem wurde einfach nicht geglaubt, weil man das für unmöglich hielt. Im Sommer 1906 saß ich mit meinem Mann in Belvedere im Schlossrestaurant und tranken Cafe, da frug mich mein Mann plötzlich, ob ich Lust hätte, mit ihm am anderen Tag nach Bornholm zu fahren. In der ersten Freude sagte ich „Ja“, aber gleich kamen mir auch die Bedenken. Ich war ja auf eine solche Einladung absolut nicht vorbereitet und was sollten meine Eltern sagen. Doch mein Mann meinte, das lass nur meine Sache sein. Wir fuhren also sofort zurück nach Weimar, wo ich die notwendigen Besorgungen machte und mein Mann begab sich zu meinen Eltern. Ich erfuhr dann von meinem Mann, dass ich mit ihm reisen durfte und so begab ich mich etwas verlegen nach Hause, um zu hören, was sich abgespielt hatte. Mein Mann hatte meinen Eltern die volle Wahrheit gesagt, vor allen, dass er mich zu seiner Frau machen würde, sobald es ihm von seinen Eltern erlaubt sei. Er bot zur Sicherheit meinen Eltern für mich eine Summe von 127 000,- Mark, angelegt in Preuss. 3 1/2 %gigen Konsols (*festverzinsliche Wertpapiere mit unendlicher Laufzeit*) an, die bereits damals sein persönliches Eigentum waren. Dies aber lehnten meine Eltern mit dem Hinweis ab, dass sie mich niemals verkaufen würden. Sie glaubten jedenfalls seinen Worten und da gab er ihnen ein schriftliches Eheversprechen ab. Wir durften also fahren und so ging die Reise am nächsten Tag ab. Es war der 21. Juli 1906 und an diesem Tag verlobten wir uns und versprachen uns die Treue bis in den Tod.

Wir fuhren zuerst bis Berlin, wo wir zwei Tage blieben. Mein Mann führte mich am Abend in den Wintergarten, der damals sehr sensationell war und ich bewunderte vor allen den besternten Himmel, der sich über das ganze Varieté zog. So etwas hatte ich ja noch nie gesehen. Dann ging die Fahrt weiter bis Stettin, wo wir übernachten mussten, um am anderen Tag den Raddampfer Herta besteigen zu können, der bis Allinge auf Bornholm fuhr. Es war für mich die erste Seefahrt und ich war überglücklich, dass ich das alles erleben durfte. Da die See sehr hoch ging, konnte der Dampfer in Allinge

nicht anlegen und wir mussten ausgebootet werden. Fast alle Reisenden waren seekrank gewesen, auch ich, aber wir hatten uns auch wieder erholt. Wir wurden dann in unsere Pension verfrachtet, die am Hammersee lag. Es war wohl das größte Hotel und wir bekamen ein gutes Zimmer. Da man ja damals keinen Pass benötigte, trug sich mein Mann als Scheele und Frau ein und somit war ich provisorisch verheiratet. Ich war natürlich die jüngste Ehefrau und wurde von den männlichen Reisenden fast täglich mit Blumen bedacht. So traf auch gleich nach ein paar Tagen Dr. Rindfleisch, Augenarzt aus Weimar mit seiner Frau ein. Der Zufall wollte es, dass dieser meinen Schwiegervater kannte und so musste mein Mann beichten. Mit ihm war auch seine Schwester gekommen, die unter dem Namen „Claus Rittland“ Romane schrieb und später erfuhren wir, dass sie über uns einen Roman geschrieben hatte. Wir gingen in Sandvig nun täglich zum Baden und nachmittags machten wir Spaziergänge auf der Insel. Der schöne bewaldete Teil auf der Insel „das Paradies“ wurde von uns stark gemieden, weil es dort zu stark nach Knoblauch roch, denn dort war eine Oase von wildem Knoblauch. Aber wir besuchten Rönne, die Hauptstadt, besuchten mehrmals die Insel Christiansö, wo nur wilde Enten ihr Dasein fristeten und dann fuhren wir auch des Öfteren nach Simrishamn – Schweden, wo man ohne Badeanzug baden konnte. Die Pension war gut und wir blieben sechs volle Wochen. Dann fuhren wir über Saßnitz, wo wir diesen Ort als auch die ganze Insel Rügen bewanderten. In Saßnitz selbst fand ich an den großen Kreidefelsen herrliche Muscheln, Seeigel, Donnerkeile usw., die heute im Besitz von dem Lehrer Sonntag in Zinnowitz sind. Von Saßnitz aus fuhren wir dann wieder zurück nach Weimar. Meine Eltern waren inzwischen nach Eisenach verzogen und ich ging nach Hannover, um dort die Handelsschule zu besuchen. In dieser Zeit war mein Mann viel in Leipzig bei seinen Eltern und vor allen war er dort viel auf Jagd, denn sein Vater hatte eine große Jagd in Wurzen bei Leipzig. Ich und auch er kamen auch in dieser Zeit mehrmals nach Weimar, wo wir unser lustiges Leben fortsetzten. Dann nahm ich eine Stellung bei einem Rechtsanwalt als Bürovorsteherin an und da dieser Anwalt auch meinen Schwiegervater kannte, bekam ich gleich zu Anfang alle erforderlichen Vollmachten, um ihn auch bei dem Amtsgericht vertreten zu können, denn er litt an einer Rückenmarksdarre und konnte nicht mehr alleine gehen. Ich bekam natürlich jeden gewünschten Urlaub und so fuhren wir im Jahre 1907 bis München, um von da aus zu Fuß zu wandern. Wir überquerten den Starnberger See bis Seeshaupt und dann ging es zu Fuß weiter. Wir marschierten täglich bis zu 30 km, damit wir auch durchhalten

konnten. So ging es über Kochel, Walchensee, über den Herzogstand bis Mittenwald, wo wir das erste Gewitter unter uns erlebten, weiter über Zirl, einen kleinen Ort, der kurz vorher völlig abgebrannt war bis Innsbruck. Wir blieben immer überall 1 – 2 Tage, um uns alles anzusehen. In Innsbruck blieben wir längere Zeit, um uns von den Strapazen auszuruhen. Dann fuhren wir über den Brenner nach Bregenz, Konstanz, Schaffhausen bis Basel. In Konstanz erlebten wir eine Maikäferplage. Schon von Weitem hörte man das Knirschen der Maikäfer, die alle Bäume bis auf die kahlen Äste abknabberten. In Basel sahen wir im Zoo den ersten Orang-Utan. Später ging es dann zurück über Karlsruhe nach Hause. Als wir nach Weimar zurückkamen, waren unsere Freunde noch vollzählig und das lustige Leben fing von neuem an. Wie ich schon schrieb, verkehrten wir immer im „Fürstenkeller“ und später in „Alt-Weimar“. Kam nun der Vater meines Mannes nach Weimar, um seinen Sohn zu besuchen, ging er abends stets mit ihm in die Weinstube, aß und trank mit ihm und am Schluss ließ er sich vom Wirt die angelaufene Rechnung geben, denn mein Mann ließ alles anschreiben, was wir aßen und tranken. Das war dann innerhalb von sechs Wochen immer eine ganz schöne Rechnung und sein Vater fragte dann, hast du denn das allein verzehrt, worauf er von meinem Mann die Antwort bekam, nein, aber zu zweit. Die Rechnung wurde jedes Mal mit einem gewissen Schmunzeln seitens meines Schwiegervaters bezahlt. Er war wohl der Ansicht, dass es doch nicht gut ist, wenn ein junger Mann immer allein ausgeht. Er wurde während seiner Studierzeit in Straßburg sicher sehr knapp gehalten, denn sein Vater hatte sieben Söhne und einen Sohn von einem Verwandten, der plötzlich verstorben war, den hatte er noch angenommen. Er war in Hamm Rechtsanwalt am Oberlandesgericht und ging als Kaiserl. Geh. Justizrat dort ab. Alle acht Söhne hatte er studieren lassen und da war es für jeden bestimmt sehr knapp gewesen. Nun hatte sich auch sein zweiter Sohn, der gerade seinen Assessor mit Summa cum laude (*Auszeichnung*) gemacht hatte, erschossen, weil er das Mädchen nicht heiraten durfte, welches er liebte, weil sie ev. Glaubens war. Auch die einzige Schwester meines Mannes kam dieserhalb vier Monate in eine Irrenanstalt, weil sie den Mann, den sie liebte, nicht heiraten durfte, weil er ebenfalls ev. Glaubens war. Nun wollte er wenigstens den einen Sohn behalten und er hatte ihm auch gesagt: „Du kannst mir die Tochter einer Waschfrau bringen, wenn sie nur katholisch ist.“ Ich war aber auch ev. und ich sollte seine Härte in dieser Beziehung noch kennen lernen. 1908 hatte mein Mann sein Studium in Weimar beendet und er beschickte noch die große Ausstellung in Leipzig mit einer Pieta in Lebensgröße. Er bekam eine

sehr gute Kritik und das Bild wurde von Hofrat Broddersen aus Weimar angekauft. Damals bat er seinen Vater um die Reise nach Paris, wo er hauptsächlich Akt malen wollte und Rom, wo er sein Studium abschließen wollte und diese Reise wurde meinem Mann sofort bewilligt. Damals erhielt mein Mann auch den Villa Romana Preis, den er aber ablehnte mit der Bitte, diesen einen bedürftigen Künstler zu geben, da er seine Reise selbst finanzieren konnte. Das war damals etwas ganz Besonderes, denn der Villa Romana Preis wurde mit 2000,- dotiert bei freiem Aufenthalt in Rom. Es wurde auch in Weimar viel über die Ablehnung gesprochen. Langsam rückte der Tag der Abreise heran und uns wurde gesagt, wo wir in Paris am besten essen könnten usw. Zu derselben Zeit fuhr auch der Vetter meines Mannes Hans Dornbach mit Ivo Hauptmann nach Paris. Wir fuhren zuerst nach Straßburg, wo wir im Hotel Pfeiffer am Bahnhof wohnten. Nachdem wir uns ganz Straßburg angesehen hatten, fuhren wir weiter bis Paris, wo wir im Quartier Latin Wohnung nahmen, ganz nahe der Sorbonne, unweit des Boulevards St. Michel-St. Germain. Wir kamen in einem Hotel garni (*nur mit Frühstück*) sehr gut unter. Am anderen Tag begaben wir uns zum Mittagessen in das empfohlene Gasthaus und als wir die Tür öffneten, kam uns ein schallendes Gelächter entgegen, denn fast alle unsere Bekannten hatten sich dort versammelt und so gab es ein freudiges Wiedersehen. Mein Mann ging tagsüber in die Akademie um Akt zu zeichnen und zu malen und ich konnte mir ganz Paris ansehen. Meistens ging ich in den Louvre, um mir die „Alten Meister“ anzusehen. Ich hatte wohl viel französischen Unterricht



genommen und konnte mir auch mit den gelernten Brocken helfen, da ich aber nicht sprachgewandt bin, habe ich mein mühsam erlerntes Französisch bald wieder vergessen. Wegen meines „Sprachtalentes“ foppte mich mein Mann mehrmals, bis ich ihn durchschaute und nicht mehr auf seine Streiche hereinfiel. Wir beide aßen so sehr gern eine bestimmte ovale Waffel, die mit einem besonderen feinen Creme gefüllt war und so forderte mein Mann mich auf, vier solcher Waffeln aus einer Konditorei zu holen, die dort im Schaufenster ausgestellt waren. Da ich den Namen der

Waffel nicht aussprechen konnte, nahm ich eine Waffel aus dem Fenster und legte sie auf den Ladentisch und machte dem Verkäufer verständlich, dass ich davon vier Stück haben möchte.

Der Verkäufer sah mich an. Nahm die Waffel und legte sie in das Schaufenster zurück. Ich nahm sie abermals und das wiederholte sich mehrmals. Ich muss wohl ein ganz verzweifertes Gesicht gemacht haben, denn plötzlich sagte der Verkäufer in reinem Deutsch: „Ach Sie möchten von den Waffeln gern vier Stück haben?“ Worauf ich nur „Ja“ sagte. Da erklärte mir der Verkäufer, dass er ein Deutscher sei, worauf ich ganz böse wurde und ihm sagte, das hätte er doch gleich sagen können. Ein andermal sagte mir mein Mann, dass man in Frankreich sehr großzügig sei und man würde nicht bestraft, wenn man sich aus den Anlagen Blumen holte, die dort angepflanzt worden seien. Ich lief also auf ein Rondell zu, um mir ein paar Rosen zu holen. Aber kaum hatte ich die Rosen in der Hand, kam ein Polizist, um mich zur Rechenschaft zu ziehen. Meiner hatte sich versteckt und hörte sich das Geschimpfte des Polizisten an und ich redete mit Deutsch auf ihn ein, dass das doch erlaubt sei. Als aber der Polizist merkte, dass er mit mir nicht fertig wurde, ließ er mich laufen. Mein Mann erzählte mir dann, wie er auf mich geschimpft habe. An den Bordsteinen waren überall sehr große Öffnungen und da sagte mir mein Mann, dass das Briefkästen seien und die eingeworfene Post würde von da aus zu den Postämtern geleitet, aber darauf bin ich doch nicht hereingefallen. Später erfuhr ich, dass in diese Öffnungen der Straßenschmutz gekehrt würde. Eines Tages gingen wir auch zum Eiffelturm, um diesen bis zur Spitze zu ersteigen. Ich kam wirklich bis oben hin, aber mein Mann machte in der Mitte Halt, weil ihm schwindlig geworden war.

Nicht weit vom Eiffelturm entfernt stand das Riesenrad aus Eisenbahnwaggons, in welchem man einmal herum fahren konnte. In dieses Riesenrad ging mein Mann mit und auch von da aus konnte man die ganze Stadt Paris übersehen. Was uns in Paris besonders schwer fiel, war das Besteigen der Straßenbahnen. Die Bevölkerung von Paris aß sehr viel Knoblauch, ein Geruch, der uns stark zuwider war. Wir beide machten immer Vorschläge, wer zuerst in die Straßenbahn einsteigen musste, denn man musste sich zu dem nächsten Fahrgast setzen, da die Wagen nur an den Längsseiten Bänke hatten. Der Geruch war für uns oft so stark, dass uns übel wurde und so gingen wir meistens zu Fuß, auch wenn die Wege noch so weit waren. Im Jardin de Plantes sahen wir den größten Meteor, der jemals auf die Erde gefallen war. In Versailles bewunderten wir zuerst den riesigen Vorplatz.

Auch den Platz de la Concorde musste man in seinem Ausmaß bewundern. Ging man über den Platz, so konnte man direkt Platzangst bekommen. Heute soll er als Parkplatz für Autos dienen. Die Vorstädte St. Cloud, Severs, Medon, St. Denis usw. wurden von uns aufgesucht. Als wir uns einmal in Dornbachs Atelier trafen, hatten wir auch Gelegenheit den Bildhauer Rodin kennen zu lernen. Er zeigte uns in seinem großen Atelier seine letzten Arbeiten. Da wir des Öfteren bei Dornbach eingeladen waren, konnten wir Rodin immer in seinem Garten spazieren gehen sehen. Einmal wurden wir von ihm auch zum Tee eingeladen. Auch einmal waren wir alle zusammen in Moulin Rouge, wo ich auch mit mehreren Franzosen getanzt habe. Uns fiel besonders auf, wie naiv, bescheiden und nett die Franzosen waren, denn wenn nach dem Tanz eine Pause eingeführt wurde, spielte man auf der Tanzfläche Blindkuh und das fanden wir reizend. Auch das Betragen der Franzosen auf der Straße bewunderten wir, wenn ein Leichenzug daher kam und jeder Franzose oder Französin sich an den Bordstein stellten und ihre Verbeugung dem Toten gegenüber machten, denn wir kannten das bei uns nicht. Wir fanden, dass dies eine sehr schöne Sitte war. Aber als wir alle zusammen einmal in Moulin de la Galette waren und ich mehrmals mit Franzosen getanzt hatte, stellte wir fest, dass jede Französin, die von einem der Herren zum Tanz aufgefordert wurden, stets ablehnten. Nicht lange, da kam auch der Wirt an unseren Tisch und flüsterte einem der Herren ins Ohr, wir möchten unauffällig das Lokal durch einen bezeichneten Hinterausgang verlassen, wir würden unten von der Polizei nach Hause geleitet. Es war die Apachenzeit und der Wirt hatte durch Zufall und Zeichen gemerkt, dass wir von einer Horde junger Männer überfallen werden sollten. Wir gingen dann auch weg und wurden von mehreren Polizisten in das Innere der Stadt geführt. Auch als Ivo Hauptmann und Hans Dornbach eines Abends einen Stadtbummel machten, merkten beide, dass hinter ihnen zwei Polizisten gingen. Auf die Frage, warum man ihnen nachlief, bekamen sie die Antwort, dass sie wahrscheinlich nicht mehr leben würden, wenn sie ohne Begleitung wären. Daraufhin stellten wir abendliche Spaziergänge ein. Wir blieben den Winter über in Paris und bedauerten, dass wir nicht noch länger dort bleiben konnten.

Im Frühling 1909 fuhren wir von Paris ab über Nizza bis Florenz. In Marseille hatten wir einen einstündigen Aufenthalt und so konnten wir uns auch etwas diese Stadt ansehen. In Florenz nahmen wir zuerst Quartier in einem Hotel und etwas später zogen wir an den Lugano Cellini, wo wir sehr gute möblierte Zimmer bekamen. Täglich mussten wir über die bekannte Brücke

Ponte Vecchio gehen, da wir auf der anderen Seite des „Arno“ wohnten. Florenz ist eine der prächtigsten Städte, die wir kennen gelernt haben. Was uns weniger gefiel, war die lange Mauer beinahe um Florenz und man musste, um aus der Stadt zu kommen, immer ca. 1/2 Stunde laufen. Aber wir besuchten auch da die ganzen Außenbezirke und alle Kirchen und Paläste. Wir blieben 4 Monate dort, um dann weiter nach Rom zu fahren. Vorher jedoch lernten wir die entzückende Stadt Siena kennen, ebenso die kleineren Städte Orvieto und Civitavecchia. In Siena blieben wir 14 Tage, um dort die herrlichen Kirchen und Kunstschätze zu besichtigen. Vergessen möchte ich nicht, dass wir auch einmal nach Nizza gefahren sind, um die Spielbank kennen zu lernen. Wir opferten 100,- Mark und konnten erleben, mit welcher Gier sich die meisten Spieler an den Spieltisch setzten. Auch den Selbstmörderfriedhof haben wir aufgesucht. In Siena waren die meisten Straßen mit reinem Marmor gepflastert und wir machten auch von dort aus größere Spaziergänge. In Rom kamen wir in ein einer Pension nahe des Pincio unter. Als wir in Rom ausgestiegen waren, musste ich noch einmal zurück gehen, weil wir glaubten, wir wären falsch ausgestiegen, denn eine Pension gab es nicht und am Bahnhof war es ruhig und außer uns kein Mensch zu sehen, sodass wir annehmen mussten, das könnte niemals Rom sein. Ganz in der Nähe des Bahnhofs sahen wir ein Kino mit der Ankündigung von Nachrichten über Deutschland und so beschlossen wir am ersten Abend gleich das Kino aufzusuchen. In der Wochenschau sahen wir das Goethefest von Tiefurt. Dieses Fest wollten wir eigentlich in Tiefurt miterleben, da es aber mehrmals verschoben worden war, gaben wir das Warten auf und so waren wir sehr erstaunt, dass wir es in Rom in der Wochenschau sehen konnten. In Rom war ich nun viel allein, denn mein Mann wollte dort seine Abschlussprüfung in der Malerei machen, was er auch getan hat. Da er von seinem Onkel, dem Weihbischof Haehling von Lanzenauer aus Paderborn einen Sonderausweis erhalten hatte, konnten wir uns beim Pabst Pius X. zum Besuch anmelden. In vorschriftsmäßiger Kleidung gingen wir am 21. Juli zu ihm, denn dieser Tag war uns angegeben worden und mein Mann konnte sich mit dem Pabst in ein kurzes Gespräch einlassen. Dann wurden wir beide von ihm mit Handauflegen gesegnet. Es war dies für uns ein besonderes Erlebnis, weil wir uns an einem 21. Juli verlobt hatten. Mein Mann durfte sich dann noch ein Kabinett ansehen, dessen Zutritt sonst verboten war und auch die vatikanischen Gärten durfte er besichtigen. Mein Mann erzählte mir dann, dass in dem Kabinett nur pornographische Arbeiten zu sehen gewesen wären. Zu den vatikanischen Gärten hatte auch ich keinen Zutritt. Da ich nun

viel allein war, besuchte ich viele Male den Petersdom, wo ich auch einmal die Sixtinische Kapelle besichtigen konnte. Von allen Kirchen Roms gefiel mir am besten die Santa Paola, die etwas außerhalb Roms lag. Diese Kirche war vor allen durch seine Einfachheit und Kostbarkeit besonders schön. Die prächtigen gelben Marmorsäulen soll einst ein Pabst für diese Kirche gestiftet haben. Wunderschön war es auch, auf Pincio spazieren zu gehen. Dort befand sich auch eine Osteria, wo man Eselsmilch, die sehr gut schmeckt und Butterbrote mit Eselsschinken bekommen konnte, der auch köstlich schmeckte und wo wir deshalb des Öfteren hingingen. Sehr oft besuchte ich auch die Engelsburg, die ja mit einem unterirdischen Gang mit dem Petersdom verbunden ist und wohin sich die Päbste flüchteten, wenn Gefahr für sie drohte. Die Caracalla Thermen habe ich auch oft besucht und ebenso das Coloseum von dem Goethe gesagt haben soll: „Solange das Coloseum steht, so lange steht auch die Welt. Wenn das Coloseum einmal nicht mehr steht, geht die Welt zu Grunde.“ Bei ganz freien Tagen meines Mannes machten wir größere Spaziergänge in die ganze Umgebung Roms. So gingen wir die ganze Via Appia entlang, besuchten Genzano, Rocca di Papa, Nemi mit seinem großen See, den später Göring wegen evtl. Schätze auspumpen lies, Albano mit seinen prächtigen Pinien und Tivoli mit seinen großen Wasserfällen. Aber einmal hatten wir ein schreckliches Erlebnis. Wir waren bis nach Tivoli gekommen, wo mein Mann plötzlich erkrankte. Mein Mann setzte sich deshalb auf einen dort liegenden Steinhaufen, um sich zu erholen. Da kam ein Schäfer mit seiner Herde an uns vorbei und als dieser uns sah, machte er einen großen Bogen um uns. Wir wussten nicht weshalb, aber etwas später sollten wir es erfahren. Inzwischen wurde es dunkel und wir mussten an den Rückweg denken. In der einbrechenden Dunkelheit hatten wir uns wohl verlaufen, denn wir gerieten plötzlich in einen Weinberg. Der Mond ging auf und so konnten wir in weiter Ferne einen Bahndamm sehen. Kaum waren wir noch ein Stück gegangen, fiel der erste Warnschuss. Es war die Zeit der Weinernte und da durfte kein Mensch die Weinberge betreten. Wir duckten uns so gut es ging und liefen weiter. Endlich hatten wir den Bahndamm erreicht und mein Mann meinte, wir müssen versuchen, auf die Gleise zu kommen, um auf den Schienen dann entlang zu gehen. Der Abhang war aber sehr steil und so versuchten wir mit aller Kraft hoch zu klettern. Meinem Mann gelang es, ich aber rutschte in Mitte der Anhöhe ab und zerschürfte mir die Knie und die Beine. Als ich unten wieder angelangt war, konnte ich beim Mondschein feststellen, dass ich blutverschmiert war. Ich trug ein weißes Spitzenkleid und das war nun nicht nur mit Blut besudelt,

sondern es hing auch in Fetzen. Mein Mann konnte mir in seinem Zustand nicht helfen und so versuchte ich es zum zweiten Mal, obwohl ich furchtbare Schmerzen hatte. Nach unsagbarer Mühe kam ich aber oben doch an. Neben den Schienensträngen gab es aber, nicht wie bei uns, schmale Fußwege für den Streckenwärter, sondern rechts und links waren tiefe bewaldete Abhänge. Auf dem Schotter konnte man auch nicht laufen und so liefen wir auf den Schienen entlang in der Hoffnung, dass wir doch zu einem Bahnwärterhäuschen kommen mussten. Wir waren eine Zeitlang gelaufen, als wir weit hinter uns einen Zug auf uns zukommen sahen. Da wir nicht wussten, wohin, riet mein Mann, wir sollten uns an den Zweigen der Bäume festhalten. Es waren Eukalyptusbäume und so griffen wir weit in die Zweige und lehnten uns soweit es ging, nach den Bäumen zu, die Füße fest in den schmalen Sandstreifen gestemmt, der neben den Schienen entlang ging. Der Zug kam an, wir sahen ja in der Dunkelheit nur die Lichter und als der Zug vorbei gefahren war, konnten wir aufatmen. Wir beide hatte ja Todesangst ausgestanden. Mein weißes Kleid war durch den Funkenregen völlig verbrannt, aber ich selbst war ja heil geblieben. So schleppten wir uns mühsam weiter bis wir endlich auf ein Bahnwärterhäuschen stießen. Wir gingen sofort hinein und der Bahnwärter war zu Tode erschrocken als er uns sah, denn er musste annehmen, dass wir ihm etwas antun wollten. Mein Mann erklärte nun dem Bahnwärter unser Schicksal, ich konnte nur vor übergroßer Erregung weinen, und da sagte uns der Bahnwärter, dass in ca. 1 Stunde ein Güterwenzug durchkäme. Er wollte den Zug anhalten und den Zugführer bitten uns mitzunehmen, denn der Zug ging nach Rom. Wie waren wir froh, als das Haltesignal gegeben wurde und wir dann in das Führerhäuschen einsteigen konnten. Für ein gutes „Trinkgeld“ kamen wir auch bis Rom, aber wie sahen wir aus, vor allen ich. Blutverschmiert, mit versengtem Kleid liefen wir so schnell wir konnten in unser Hotel, wo wir uns erschöpft zu Bett legen konnten. Wir versprachen uns in derselben Stunde, als wir in Rom ankamen, nie wieder solche Touren zu machen, aber am anderen Tag war das Versprechen schon wieder vergessen. Eines Tages hatten wir uns auch einen größeren Spaziergang vorgenommen. Als wir auf die Straße kamen, sahen wir kaum einen Menschen. Die Läden waren alle geschlossen und wir glaubten, es sei ein Feiertag. Mein Mann frug den Portier der Pension und da hörten wir, dass ein starker Schirokko zu erwarten sei und da ging kein Mensch auf die Straße. Da wir selbst nichts merkten, machten wir unsere vorgenommene Wanderung und wir haben nichts von dem Schirokko gemerkt. Auch hatte man an vielen Häuserwänden

große Plakate angebracht, man sollte nicht bei Einbruch der Dunkelheit außerhalb Roms gehen wegen der Moskitos. Wir sind durchschnittlich jeden Abend in einer Osteria außerhalb Roms gewesen und sind niemals von einem Moskito gestochen worden. Wir gingen schon deshalb abends immer außerhalb, um unser Falschgeld, was wir am Tage bekommen hatten, wieder los zu werden. Wir aßen dann zu Abend und tranken unseren Wein und dann berechneten wir unser Abendessen und legten dieses mit einem guten Trinkgeld auf den Tisch, riefen dem Kellner zu, dass das Geld auf dem Tisch liege und verschwanden in der Dunkelheit. Manchmal konnten wir noch sehen, wie der Kellner die Geldstücke an seiner Manschette rieb, um festzustellen, ob sie echt waren und wenn sie das nicht waren, rief er uns in seinem Ärger zu: „Patate, Patate!“ Aber wir wurden auf diese Weise immer wieder das Falschgeld los. Von Rom aus waren wir auch 6 Wochen in Porta Santa Stefano am Tyrischen Meer. Wir fuhren zuerst nach Civitavecchio, von da aus nach Orbetello, wo es unsagbar viele Moskitos gab, weshalb wir nur zwei Tage blieben und dann fuhren wir weiter nach Porto Santa Stefano. Es war damals ein unsagbar armes, leider aber auch ein furchtbar schmutziges Fischerdorf, aber es gab dort eine gute Pension, wo wir Wohnung nahmen und auch essen konnten und das nach unseren Begriffen, sehr billig. Als wir zuerst das erste Mal am Dorfeingang waren, wollte mein Mann unter keinen Umständen weiter gehen, denn die Straße lag so voller Menschenkot, dass man kaum einen Fuß vor den anderen setzen konnte. Durch mein inständiges Bitten gelang es mir aber doch, ihn zu überreden, denn schließlich war es überall so schmutzig und man musste dies in Kauf nehmen, wenn man Land und Leute kennen lernen wollte. Der Strand in Porto Santa Stefano war mit seinen vielen bunten Fischerbooten sehr malerisch und das war am Ende auch ausschlaggebend, dass mein Mann doch dort blieb. Wir fuhren auch von hier aus mit einem Fischer zur Insel Giglio und da mein Mann ja fertig italienisch sprach, konnte er über das dortige Leben von den Fischern viel erfahren. Gleich am ersten Tag frug mein Mann, ob es keine Hummer gäbe, worauf uns die Wirtin antwortete, dass es leider keine Hummer gäbe, aber dafür prächtige Langusten und gleich vom ersten Tag an, bekamen wir als Vorspeise jeder immer eine herrliche Languste. Das Essen war ausgezeichnet, nur durfte man keinen Blick in die Küche werfen. Ich hatte es nur einmal getan und dann war ich sehr bedacht, dass mein Mann die Küche nie sah. Zum Nachtsch bekamen wir täglich einen großen Teller frischen Obstes – Pflirsiche, Weintrauben und frische Feigen, die wir später auch selbst gepflückte haben. Mein Mann arbeitete viel und ich ging meistens baden.

Von dort aus machten wir auch mal eine Wanderung nach Port Herkules, wo wir zu Mittag essen wollten. Die Kinder des Ortes hatten schon von weitem gerufen: „Die Fremden kommen, die Fremden kommen!“ in dem einzigen Gasthof hofften wir essen zu können, aber der Wirt war so arm, dass er uns nichts anbieten konnte. Plötzlich jedoch kam ihm eine Erleuchtung und er sagte uns, dass wir Eier haben könnten. Die ganze Familie war aufgeregt und schrie in einem fort: „Uovo, Uovo!“ Wir baten also um je zwei Eier und diese wurde auch gebracht. Um unseren Tisch hatte sich die ganze Familie versammelt, um zu sehen und zu erleben, wie uns ihre köstlichen Eier schmecken würden. Als wir das erste Ei aufschlugen, sahen wir nur eine feste dunkelbraune Masse und wir beide waren so erschrocken, dass wir sie wieder hinlegen wollten. Aber mein Mann machte mir deutlich, dass die Eier für diese Leute eine große Kostbarkeit sein müssten und wir müssten uns zwingen, wenigstens ein Ei zu essen. Wir wurden fortwährend gefragt, wie uns die Eier schmeckten und mein Mann machten ihnen verständlich, dass wir noch nie so köstliche Eier gegessen hätten und deshalb wollten wir uns das zweite Ei für das Abendessen mitnehmen. Ich habe weder vorher noch nachher so lange zum Essen des Eies gebraucht wie damals und mein Mann erging es ebenso. Wir tranken so viel Wein wie möglich, um den Ekel, den wir eben überstanden hatten, hinunter zu spülen. Als wir uns verabschiedeten, lief uns die ganze Dorfjugend nach und bettelte. Wir gaben, was wir ihnen nur geben konnten. Als wir kein Kleingeld mehr hatten, gab ich ihnen noch 2 Tafeln Schokolade, die ich bei mir hatte, aber auch damit gaben sie sich nicht zufrieden. Da sagte mein Mann zu mir, gib ihnen doch die Eier, was ich auch tat. Als die Kinder die Eier sahen, schrien sie nur Uovo, Uovo und die ganze Kinderschar lief hinter den beiden Kindern her, die die Eier hatten. Wir waren auf diese Weise die ganzen Kinder los und konnten nun ruhig unseren Heimweg antreten. Wir waren nun davon überzeugt, dass ein Ei dort etwas sehr kostbares sein musste. In dem Gasthof, wo wir wohnten, haben wir auch in den ganzen 6 Wochen niemals ein Ei zu sehen bekommen. Eines Tages machten wir auch einen Ausflug auf den Monte Argentaro, den dort höchsten Berg. Wir waren wohl einige Stunden gewandert als wir endlich oben ankamen und vor uns das tiefblaue Mittelmeer. Da wir von der Wanderung sehr durstig geworden waren, versuchten wir unseren Durst mit Meerwasser, welches wir aber nur in den Mund nahmen, zu löschen, aber das Wasser war so salzig, dass unser Durst nur noch schlimmer wurde. Wir badeten also schnell, wobei es mir gelang, das erste Stück Koralle zu finden, welches heute in der Sammlung von Herrn Lehrer Sonntag in Zinnowitz ist.

Auch fand ich am Strande entzückende kleine, weiß grüne Muscheln mit sehr dünner Schale, die alle eine kleine gelochte Reihe aufwiesen, die sich auch in der oben genannten Sammlung befinden. Außerdem viele kleine und größere Muscheln, wie man sie am Mittelmeer in großen Mengen findet. Wir begannen bald mit dem Aufstieg, denn wir konnten es vor Durst nicht mehr aushalten. Als wir ein Stück gegangen waren, entdeckten wir eine größere Pfütze, aus der wir aus Verzweiflung trinken wollten, da aber hörten wir aus weiter Ferne das Wort: *Vino* rufen und wir gingen schleunigst dem Rufer entgegen. Es war eine ältere Frau, die uns herzlich willkommen ansprach und dann den köstlichsten Wein, den wir wohl je getrunken haben, anbot. Man bot uns zu essen auch Muscheln an, aber wir waren durch die „köstlichen“ Eier gewarnt und so lehnten wir freundlich ab. Es ging dann langsam auf den Abend zu und wir mussten uns verabschieden. Mein Mann bot der Frau eine größere Geldsumme an, die aber mit Entrüsten abgelehnt wurde. Der Sohn dieser Frau, der inzwischen zu uns gekommen war und mit dem sich mein Mann lange unterhalten hatte, musste uns begleiten. Aber da kamen meinem Mann doch etwas Bedenken, weil wir ja wussten, wie arm die Bevölkerung war und wir wussten auch, dass die Fremden durchweg für sehr reich gehalten wurden. Mein Mann verlangte von mir, dass ich als Erste vorrausging, der Mann in der Mitte und mein Mann, der ja immer bei allen seinen Wanderungen einen dicken Eichenstock trug, hinter diesem. Mein Mann meinte, sobald ich merke, dass Du angegriffen wirst, schlage ich zu. Wir gingen also abwärts auf einem sehr steilen Abhang, der nur den Einheimischen bekannt war und als wir ca. eine Stunde gegangen waren, machte der Mann Halt mit dem Bemerkten, er wolle uns auch seinen Weinberg zeigen. Wir gingen mit und konnten die reiche Ernte, die ihm bevor stand nur bewunderten. Er forderte uns nun auf, dass wir uns die schönsten und größten Trauben aussuchen sollten, um diese zu Hause noch zu essen. Unser Verdacht war also ganz unberechtigt. Der Mann brachte uns ziemlich zur Pension und dann verabschiedeten wir uns von ihm, aber wir mussten ihm versprechen, ihn noch einmal zu besuchen. Mein Mann bot auch ihm eine Geldsumme an, die er auch ablehnte. Und so haben wir uns zwei Wochen später noch einmal auf diese Wanderung begeben und die Freude des Wiedersehens war von beiden Seiten sehr herzlich. Die einsam wohnenden Italiener sind im Großen und Ganzen sehr bescheidene, liebe Menschen, die eine sehr großzügige Gastfreundschaft besitzen. Als wir wieder nach Rom zurück kamen und wieder in unserer Pension einzogen, bemerkten wir mehrmals auf der Straße, dass Menschen umfielen und

abtransportiert wurden. Da dies mehrmals geschah, ging mein Mann zur Deutschen Botschaft, um sich dort über diese Vorfälle zu erkundigen. Dort aber war man sehr erstaunt, dass wir noch in Rom waren, denn es herrschte dort die Cholera und es starben täglich 50 – 60 Menschen. Da man uns riet, sofort die Stadt zu verlassen, mussten wir unseren Plan, nach Neapel weiter zu reisen aufgeben und wir packten unsere Koffer und reisten ab. Ich fuhr sofort nach Hause, während mein Mann noch in Pisa blieb, um später nachzukommen. Ich nahm damals eine Stellung bei einem Rechtsanwalt an und als dieser von mir hörte, dass ich mit dem Sohn des Geh. Justizrates Scheele aus Leipzig verlobt sei, machte er mich sofort zu seiner Bürovorsteherin. Als ich meinem Mann von meinem Schritt Mitteilung gemacht hatte und er dann mit seinem Vater über diesen R.-A. sprach, meinte mein Schwiegervater, dass dies der beste Scheidungsanwalt von ganz Thüringen sei. Ich habe dann auch an mir schwer gearbeitet, denn mein Chef war rückenmarksleidend und ich bekam nicht nur alle Vollmacht von ihm, sondern ich musste ihn auch beim Amtsgericht sehr oft vertreten, weil er etwas später allein nicht mehr zum Gericht gehen konnte. Wenn er Termine beim Landgericht hatte, nahm er stets einen seiner Lehrjungen mit und lies sich hin fahren, aber das ging nur so lange, bis er gar nicht mehr gehen konnte und gleich nach Kriegsausbruch musste er sich auch einen Assessor nehmen und ich kam dann auf die Reichsbank.

Im Jahre 1911 nutzten wir die Gerichtsferien aus und fuhren nach Süderholz und zwar mit dem Kollegen meines Mannes Heinrich Niedieck und Fiffi Hirschberg. Wir hatten dort von einem Bauer ein altes Lotsenhäuschen gemietet und lebten ganz primitiv. Licht gab es nicht, wir mussten uns mit einer Petroleumlampe helfen, die wir sofort zu löschen hatten, wenn ein Schiff, welches in den Apenrader Hafen einlaufen wollte und sein Tuten hören lies. Das Häuschen war als Lotsenhäuschen nur zu sehr bekannt und viele Kapitäne wussten nicht, dass es dort oben keinen Lotsen mehr gab. Wir verbrachten dort eine köstliche Zeit. Als wir einmal mit dem Bauer Matsen, bei dem wir das Häuschen gemietet hatten, nach Apenrade kamen und in eine Wirtschaft gingen, sahen wir, dass alle bei einer Tasse Cafe saßen. Da wir wissen wollten, was die Fischer tranken, bestellten auch wir uns dieses Getränk. Es war Cafe mit sehr viel Absinth. Wir hatten jeder zwei Tassen getrunken und wir stellten fest, dass wir nicht mehr ganz nüchtern waren. Als es dann gegen Abend auf den Heimweg ging, kamen uns Bedenken, ob wir überhaupt den schmalen Fußweg am Abhang bis zu unserem Häuschen machen konnten. Wir hielten uns also fest an dem Getreidefeld und

gelangten wohlbehalten zu Hause an. Eines Tages kam der Bauer Matsen zu uns und bat meinen Mann, doch die vielen Drosseln abzuschießen, die ihm die ganze Ernte vernichteten. Es handelte sich tatsächlich um tausende von Drosseln, die unter dem Häuschen am Abhang nisteten. Ich hatte nun die Arbeit übernommen, jeden Tag vier Drosseln zum Frühstück zu braten und ich bekam in kurzer Zeit eine so große Fingerfertigkeit, dass ich genau für jede Drossel bis zum Braten 5 Min. gebrauchte. Nun hatten wir täglich ein gutes Frühstück. Wenn sonnabends der Bäcker aus Apenrade kam, um Brot und Kuchen abzuliefern, liefen wir ihm schon ein großes Stück entgegen, denn da wir nie in die Stadt kamen, außer dass wir von dem Bauer Matsen mitgenommen wurden, hatten wir nie ein Stückchen Kuchen zu essen. Der Kuchen bestand aus einfachem Kuchenteich, da wir ihn aber nur an jedem Sonnabend zu essen bekamen, schmeckte er uns köstlich. An einem Tag kamen wir auf die Idee, die im Laufe der Jahre angesammelten Dornen, die sich vom Häuschen ab abwärts bis zum Strand hinzogen, anzuzünden und somit ein Freudenfeuer zu machen. Bei dem nächsten Besuch in Apenrade besorgten wir uns zwei Flaschen Spiritus, die wir an einem Nachmittag in die Dornenzweige warfen und dann anzündeten. Aber wie erschrecken wir, als die Flammen hoch gingen und auf das vor uns liegende Getreidefeld fielen, denn daran hatte keiner von uns gedacht. Wir hatten nun weiter nichts zu tun, als fortwährend die hoch auffliegenden kleinen Feuerbündel auszutreten und wir alle vier sprangen bis spät abends wie die Gnomen herum und traten die Flammen aus, damit das Getreidefeld kein Feuer fing, denn wäre dies in Brand geraten, wäre auch ein kleiner Wald in Flammen aufgegangen. Wir waren von dem Springen so erschöpft, dass wir todmüde in die Betten sanken. Kaum hatten wir uns niedergelegt, als wir das Tuten der Feuerwehr hörten. Von Apenrade aus hatte man das Feuer gesehen und da man annahm, dass der ganze Hof von dem Bauer Matsen in Flammen stünde, war die Feuerwehr ausgerückt. Als die Feuerwehr aber bei Matsen ankam, waren alle Flammen erstickt und Matsen konnte sich nicht erklären, was man von ihm wollte. Da er verschwiegen hatte, dass er das alte Lotsenhäuschen vermietet hatte, kam auch niemand auf den Gedanken, dass das Feuer dort ausgebrochen sein konnte und so zog die Feuerwehr wieder ab. Aber gleich darauf kam der Bauer Matsen zu uns und erkundigte sich nach dem Feuer und da erzählten wir ihm unseren Streich. Da es aber stockdunkel war, konnte er sich erst am anderen Morgen von unserem Streich überzeugen. Am meisten machte uns da oben auch die Toilette Spaß, denn es gab keine. Es stand da nur ein alter Schuppen, den wir dabei benutzten. In dem

Schuppen war ein kleines Fensterchen und dort wurde eine Stange angebracht, welche uns als Toilette diente. Ging nun einer in den Schuppen, eine Tür war nicht vorhanden, so hatte Derjenige an einer Stange ein weißes Tuch anzubringen, damit der Nächste wusste, dass die Toilette besetzt war. Da es in der Apenrader Bucht so sehr viele Weißfische gab, besorgten wir uns Angelgeräte und gingen gemeinsam auf Fischfang. Wir hatten nur einen nackten Blinker mit zwei großen Haken. Der Fischreichtum war so groß, dass wir nur die Angel auszuwerfen hatten und dann konnten wir meistens zwei große, dicke Weißfische an einem Haken, also meistens gleich drei Stück hochziehen. Da der Fisch wenig essbar ist, verwendete ihn der Bauer Matsen zum Düngen seiner Felder. So haben wir an manchen Tagen 10 – 12 volle Boote dieser Weißfische zu seinem Hof gebracht. Aber wir konnten dort auch Flundern fangen und das haben wir ausgiebig getan, um unseren Speisezettel zu ergänzen. Als der Bauer Matsen einmal eine große Wiese gemäht hatte und dann ein paar Tage später kleine Heuhaufen auf dem Felde standen, wollten wir sehen, wer von uns am besten springen konnte. Mein Mann, Fiffi und ich hatten Hürden übersprungen als Niedieck an die Reihe kam. Er wollte natürlich der Beste sein und so setzte er zum Sprung an, aber er kam gar nicht zum Sprung, denn plötzlich blieb er stehen und sagte, ich glaube, ich habe mein Bein verstaucht. Wir brachten ihn sofort ans Meer und er steckte sein Bein hinein. Da das Bein aber nicht anschwell, wusste mein Mann sofort, dass der Fuß gebrochen war und so musste der Bauer Matsen mitten in der Nacht Niedieck in das Apenrader Krankenhaus ²⁾ bringen. Da mein Mann Medizin studiert hatte und Niedieck der Sohn eines Arztes war, durften wir beim Röntgen zusehen und für uns war es das erste Mal, dass wir eine Untersuchung mit Röntgenstrahlen sehen konnten. Obwohl Niedieck nicht gesprungen war, war der Fuß oben, unten und an beiden Seiten gesprungen und der Fuß musste sofort gegipst werden. Wir machten nun mehrmals Besuche im Krankenhaus und als Niedieck wieder zurückkam, beschlossen wir, unsere Zelte abubrechen und nach Kopenhagen zu fahren. Als wir in Kopenhagen ankamen, mieteten wir uns in einem Hotel ein. Schon am anderen Morgen kam der Besitzer des Hotels zu uns und lud uns in den Kaiserlichen Jachtclub ein, wo wir uns alle einschreiben mussten. Der Hotelbesitzer hatte sich gerade einen neuen Wagen gekauft und damit fuhr er uns durch Kopenhagen und auch in die weitere Umgebung. Ich weiß noch heute, wie er am ersten Abend an unseren Tisch kam und die Herren bat, alles was wir verzehrten, sollten wir aufschreiben lassen, wir könnten die Rechnung am letzten Tag vor unserer Abreise bezahlen. Wir alle fanden das

zwar etwas sonderbar, da aber der Besitzer außerordentlich freundlich zu uns war, wollten wir ihm den Gefallen tun. Wir besuchten auch in Kopenhagen das berühmte Haus „Tivoli“, wo wir unglaublichen Spaß mit der fortwährend laufenden Brücke hatten. Wir mussten ganz schnell laufen, da die Brücke rückwärts lief. Wir drei kamen natürlich gut hin, aber mein Mann konnte wegen seines kranken Beines nicht so schnell laufen. Da er aber unbedingt über die Brücke laufen musste, wenn er zu uns wollte, so setzte er mehrmals an, um auf die andere Seite zu kommen, aber sobald er auch nur einen Moment anhielt, war er wieder am Anfang, bis es ihm nach mehrmaligen Versuchen endlich gelang.

Der Hotelbesitzer fuhr uns auch in die Ermitagen, wo nur weiße Hirsche waren. Was mir in dem großen Restaurant am meisten imponierte, denn ich war ja noch sehr jung, waren die bunten Fähnchen, die auf den Tischen standen. Es gab da alle Nationen und wir setzten uns zum Essen und Trinken natürlich an den Tisch, auf dem die deutsche Flagge stand. Sofort kam ein Kellner, der fließend deutsch sprach. Ich beobachtete einen Tisch mit französischer Flagge, an dem sich die Gäste niederließen und da kam auch ein Kellner, der perfekt französisch sprach. Und überall waren sehr große, prächtige Spiegel angebracht, sodass man sich bei jeder Bewegung sehen konnte. Als der Tag der Abreise kam und wir die Rechnung verlangten, erschien der Hotelbesitzer und erklärte uns, dass wir seine Gäste gewesen seien, aber er habe an die Herren den Wunsch, dass ihm jeder eine kleine



v.l. Hugo, Elisabeth, Tante Fanny, Großmutter d'Hauterive, Carl, Kete und Max Scheele

Arbeit von sich schenkte, was die Herren auch sofort versprachen und auch eingehalten haben. Dann führte uns der Besitzer noch in seine kleine Gemäldegalerie, von der er bisher geschwiegen hatte und da kamen wir aus dem Staunen nicht heraus. Er hatte Arbeiten von vielen Künstlern, die wir alle gekannt hatten. Und so gab es noch einen reizenden Abschiedsabend.

Wir fuhren nun wieder zurück und ich nahm meine Stellung

bei dem Rechtsanwalt wieder an. Da erfuhr eines Tages der Vater meines Mannes, dass wir unser Verhältnis fortgeführt hatten und da er meinen Mann mit der Tochter des bekannten Fabrikanten Merck verheiratet sehen wollte, gab es fürchterliche Szenen zwischen Vater und Sohn. Von meinem Mann wurde verlangt, dass er sich von mir endgültig trennen müsste. Mein Mann kam zu mir, um sich mit mir auszusprechen. Er war soweit, dass auch er sich das Leben nehmen wollte, wie sein Bruder, aber das wollte ich unter keinen Umständen, denn dann hätten die Eltern keinen Sohn mehr gehabt und die Tochter war auch nicht für voll anzusehen, nachdem sie vier Monate in einer Nervenanstalt verbracht hatte. Mein Mann hielt dies alles seinen Eltern vor, aber diese gaben nicht nach. In dieser Zeit traf ich einen alten Schulfreund von mir, mit dem ich täglich zur Schule gegangen war. Dieser machte mir einen Heiratsantrag, den ich annahm, um meinem Mann sein „Ja Wort“ zurückzugeben. Wir heirateten im April 1912 und schon nach einer Woche wusste ich, dass ich von diesem Mann mit seiner früheren Geliebten betrogen wurde. Da reifte in mir der Entschluss, meinem Leben, was ich ja selbst mit dieser Ehe zerstört hatte, ein Ende zu bereiten. Mein Mann war damals am Gardasee, schon um den Eheplänen seiner Eltern zu entgehen und so teilte ich ihm nach dort meinen Entschluss mit. Ich besorgte mir einen kleinen Revolver und versuchte mich ins Herz zu schießen. Aber leider oder vielleicht glücklicherweise ging der Schuss fehl und die Kugel blieb in der Leber stecken, wo sie sich heute noch befindet, wie mir mein Arzt nach einer Röntgenuntersuchung 1972 mitteilte. Ich kam mit Sirenengeheul in ein Krankenhaus und wurde sofort operiert. Nach Hause hatte ich geschrieben, dass ich gefallen sei. Meine Mutter schickte mir ein großes Obstpaket und als man mir dieses nicht aushändigen wollte, drohte ich, mit meinem Verband aufzustehen. Man gab mir das Paket und legte es zu meinen Füßen auf das Bett. In der Nacht, als alles schlief, gelang es mir mit großer Mühe das Paket heraufzuziehen, sodass ich es öffnen konnte. Unter anderen Obstsorten war darin ein ganz großer Apfel, den ich zu mir nahm. Ich verschnürte das Paket so gut es ging und schob es wieder nach unten an die Füße. Ich wusste, dass ich den Magen durchschossen hatte und die Milz und die Leber gestreift hatte. Da ich ja sterben wollte, versuchte ich mein Heil in dem Apfel. Ich durfte nichts essen, weil der Magen genäht war und bekam als Nahrung täglich nur ein halbes Glas Rotwein mit einem Eigelb. Ich aß also den ganzen Apfel auf in der Hoffnung, dass die Naht des Magens platzen würde und ich dann sterben würde. Der Apfel schmeckte mir prächtig, ich habe mich niemals verraten, aber ich verspürte weder ein Platzen der Naht, noch hatte

ich auch keine Schmerzen, sondern mein Magen hat den Apfel genauso gut verdaut wie den Rotwein mit dem Ei. Ich blieb also am Leben und teilte es meinem Mann mit. Als ich nach sechs Wochen aus dem Krankenhaus entlassen wurde, begab ich mich in meine Wohnung, die ich aber vollkommen ausgeräumt vorfand. Das Geld für die ganze Einrichtung und auch das für eine Hochzeitsfeier hatte mir der Vater meines Mannes geben lassen und nun war ich alles wieder los. Ich blieb nun in meiner Stellung und wir setzten unser Verhältnis fort, als wenn nichts geschehen wäre. Über die Tränen, die ich vergossen habe und den Kummer, den ich zu überwinden hatte, will ich schweigen, denn das kann einfach kein Mensch ermessen. Mein Mann besuchte mich, so oft er konnte und so oft er wieder in Deutschland war und wir sprachen über unsere Zukunft. Als 1914 der erste Weltkrieg ausbrach, ging ich wegen Personalmangel zur Reichsbank über, wo ich eine gute Position bekam. Ich musste auf der Reichsbank sehr viel arbeiten und die Arbeitszeit wurde oft bis in die späte Nacht hinein verlängert. Als 1915 meine Schwiegermutter starb, schickte mir mein Mann ein Telegramm, das ich ja durchhalten sollte, denn vielleicht bestände jetzt doch die Möglichkeit, dass wir heiraten könnten. Aber es kam anders. Als wir wieder zusammen kamen, stellte mein Mann fest, dass ich sehr schlecht und überarbeitet aussah und so forderte er mich auf, mit ihm für sechs Wochen an die See zu gehen. Urlaub bekam ich natürlich nicht, aber als ich mich dem Direktor gegenüber ausgesprochen hatte, sagte er mir, dass er mir leider keinen Urlaub geben könnte, aber ich sollte um meine Entlassung bitten, was ich auch tat. Wir fuhren am nächsten Tag nach Ahrenshoop-Fischland und mieteten uns dort in einer kleinen Pension ein. Schon am nächsten Tag kam ein Brief von der Reichsbank, dass ich meine Stellung wieder antreten könnte, sobald ich meinen Urlaub beendet habe. Da war ja mein Mann besonders stolz auf mich, denn diese Wiedereinstellung musste ihm ja sagen, dass man mit mir zufrieden war. Nun verlebten wir dort einen köstlichen Sommer, obwohl es beinahe täglich regnete und man den Strand und die See nicht betreten durfte. Aber wir durchstreiften die ganze Gegend, denn damals war der Wald bis Prerow noch reiner Urwald. Wir fuhren des Öfteren nach Ribnitz und



Wustrow, wo wir Cafe tranken und zu Fuß zurückwanderten. Das war eine köstliche Zeit.

Als wir zurückkamen, wurde mein Mann zum Militär eingezogen. Da er dienstuntauglich war, musste er alle vorkommenden Arbeiten übernehmen. So war er längere Zeit mit Kohlentragen und Mehlsäcke tragen beschäftigt worden. Da er für diese Arbeiten bezahlt wurde, bat er den Unteroffizier, ihn doch eine unbezahlte Arbeit zu geben, damit ein anderer Soldat, der Frau und Kinder hatte, diese Arbeiten verrichten konnte. Dann wurde er eingesetzt, mit zwei Kameraden eine Wiese zu mähen. Alle drei Männer gingen an die Arbeit. Zuerst wurde dem einem Soldaten mit der Sense der eine Stiefel von oben bis unten aufgeschlitzt, aber das war weiter nicht schlimm und alle drei fingten mit ihren Sensen an, die Wiese zu bearbeiten. Gegen 6 Uhr abends kam der Unteroffizier, um sich diese Wiese anzusehen. Er war sprachlos und das mit Recht, denn die Wiese glich einer Hügelandschaft und so nahm sich der Unteroffizier die drei Männer vor und fragte zuerst den einen, was sind sie von Beruf, die Antwort war: Chemiker, und Sie, frug er den zweiten, die Antwort kam: Apotheker und als dritter antwortete mein Mann und ich bin Maler. Da fing der Unteroffizier zu lachen an und die drei Männer stimmten mit ein. Dann wurde die Wiese fotografiert und am Abend wurde die gemähte Wiese gefeiert. Aber die drei Soldaten mussten die Feier bezahlen. So erhielt mein Mann noch mehrere „Stellungen“ bis eines Tages der Unteroffizier kam und sagte: Scheele, jetzt habe ich den richtigen Posten für Sie, Sie werden Bursche beim Herrn Generalstabsarzt. Mein Mann wollte, wie schon öfter, protestieren, aber da hieß es, Schnauze halten und so musste er sich bei dem Herrn Generalstabsarzt melden. Mein Mann ging hin. An der Freitreppe der Villa war das Schild angebracht: Nur für Herrschaften. Da sich mein Mann als Herrschaft fühlte. Wollte er die Stufen hinaufgehen, aber da erschien unten an der Treppe der Portier und schrie ihn an, ob er nicht lesen könnte, für Lieferanten etc. sei der Eingang von hinten zu benutzen. Doch mein Mann erklärte dem Portier, dass er Herrschaft wäre und ging stracks nach oben, wo er sofort klingelte. Eine etwas ältere Dame öffnete die Tür und mein Mann stellte sich als der neue Bursche vor. Die Dame des Hauses sagte ihm gleich: „Sie haben wohl nichts dagegen, wenn wir Sie Johann nennen. Denn wir haben bisher unsere Burschen immer Johann genannt.“ Mein Mann war damit einverstanden und Johann bekam sofort den Auftrag, ein großes Zimmer zu bohnen. Er wurde der Köchin Anna und dem Mädchen Maria vorgestellt und diese übergaben ihm die erforderlichen Werkzeuge, damit er

seinen Auftrag ausführen konnte. Da aber in dem elterlichen Haus meines Mannes selbst ein Diener vorhanden war und außerdem 2 Mädchen und eine Waschfrau, so hatte er natürlich keine Ahnung, wie man ein Zimmer zu bohren hätte. Er frug deshalb die Mädchen, ob sie bohren könnten, er habe das noch nie getan und er wollte zusehen. Jedes der Mädchen bekam dafür von ihm 5,- und damit waren die Mädchen einverstanden und fingen sofort mit der Arbeit an. Am nächsten Tag musste er mit der Tochter des Hauses zum Markt gehen, damit diese Einkäufe machen konnte. An jeden Arm bekam er einen Korb und er musste 10 Schritte hinter der Tochter hergehen. Die Tochter kaufte also ein und stopfte die Körbe voll und dann ging es wieder zurück. Das ging noch einen Tag gut. Da kamen die beiden Mädchen zu ihm und sagten ihm, dass am Abend die Herrschaft eingeladen sei und sie wären allein. Mein Mann machte den beiden Mädchen sofort den Vorschlag, diesen Abend gebührend zu feiern. Die Mädchen sollten Kleider von der Herrschaft anziehen und er gab ihnen reichlich Geld, um Fleisch usw. alles einzukaufen, was zu einem guten Abendessen gehörte. Er besorgte den Wein und für sich Zigarren und zwar die damals sehr teurere „Bismarck“. Der Abend kam heran, die Köchin hatte ein fabelhaftes Abendessen zusammengestellt und man tafelte in der Küche, wo der Tisch weiß gedeckt war. Diese drei hatten nun gegessen, mein Mann hatte ihnen viel erzählt und am Schluss wollte er ein Lob auf die beiden Damen ausbringen. Mein Mann stieg deshalb auf den Tisch. Er hielt in der einen Hand die brennende Zigarre, in der anderen Hand das volle Glas Rotwein, als die Köchin meinte, Pst! Ich höre etwas, es muss jemand zurückgekommen sein. In diesem Moment ging auch ein Spalt der Küchentür auf und auf der Schwelle stand der Herr Generalstabsarzt, den mein Mann bis dahin noch nie gesehen hatte. Der Herr Generalstabsarzt überschaute die ganze Situation und winkte meinem Mann mit einem Finger, zu ihm zu kommen, was er auch tat. Er nahm ihn mit in sein Arbeitszimmer und die erste Frage war: Rauchen Sie immer so teure Zigarren, worauf mein Mann sagte, ja. Da kam die Frage, wer ist Ihr Vater und mein Mann antwortete, mein Vater ist Kaiserlicher Geh. Justizrat Rechtsanwalt am Reichsgericht in Leipzig. Daraufhin brach der Generalstabsarzt in ein lautes Gelächter aus und frug ihn, was er von Beruf sei. Da sagte ihm mein Mann, dass er zuerst Medizin studiert habe, aber wegen seines großen Vermögens seiner Passion nachginge und dass er jetzt Maler sei. Der Generalstabsarzt schlug sich vor Lachen auf die Schenkel und meinte nur: Welcher Ochse hat Sie wohl zu mir geschickt. Er schrieb einen kurzen Bericht, den er seinem Unteroffizier abzugeben hatte und damit war

seine Burschenzeit zu Ende. Er bekam noch für den übernächsten Tag eine Einladung im Hause des Generalstabsarztes und damit war er entlassen. Mein Mann erzählte mir dies alles bei unserem nächsten Zusammensein und meinte nur, diese Geschmacklosigkeit, mich einzuladen und neben seine Tochter zu setzen, hätt er sich ersparen können, denn das war für meinen Mann nur eine sehr peinliche Angelegenheit, nachdem er zwei Tage zuvor 10 Schritte hinter dieser Tochter herlaufen musste.

Während ich bei der Reichsbank war, fuhr ich jeden Sonnabendmittag zu meinem Mann nach Berlin, um am Montagmorgen wieder meinen Dienst anzutreten. Meine Mutter brachte mir das Frühstück an den Bahnsteig, auf dem ich ankommen musste, damit ich auch pünktlich zur Stelle sein konnte. Nun hatte mein Mann in Hohennauen bei Berlin eine große Jagd. Da das Wild sehr viel Flurschaden anrichtete, bekam mein Mann des Öfteren Urlaub, um Rehe, Hirsche und Hasen etc. abzuschießen. Das war für uns eine herrliche Fundgrube in dieser Zeit, denn mein Mann lieferte das Wild im Hotel Exzelsior ab und dafür durfte ich dort ohne Bezahlung wohnen. Ich bekam stets eins der besten Zimmer und unser Abendessen wurde auch umsonst geliefert. Es war an einem schönen Sommertag als die ganze Maikäferkompanie auf dem Kasernenhof in der Chausseestraße antreten musste. Sie sollte von hohen Offizieren inspiziert werden. Die ganze Kompanie stand in einem großen Viereck stramm, als der Ruf erschallte: „Gardefüsilier Scheele möge vortreten.“ Der Unteroffizier von der Kompanie meines Mannes war auf das Tiefste erschrocken, denn er nahm an, dass mein Mann mal wieder etwas falsch gemacht habe. Mein Mann lief, wie er mir später erzählte, wie eine Marionette über den großen Kasernenhof und schritt auf den General von Löwenstein los und meldete: „Gardefüsilier Scheele zur Stelle!“. Der General ließ sich mit meinem Mann in ein längeres Gespräch ein und sagte ihm dann, dass er den Duzbruder Seiner Majestät, den Grafen Kospoth in Briese – Schlesien – zu malen habe und er bekäme erstmals sechs Wochen Urlaub und habe sofort abzureisen. Mein Mann bedankte sich und ging siegesbewusst in seine Stellung zurück. Sein Unteroffizier kam ihm einige Schritte entgegen und wollte fragen, was es gegeben habe. Da sah er nur auf das Koppel und frug, so sind Sie bei dem General gewesen. Seine Augen wurden immer grösser als mein Mann lachend sagte, dass er sechs Wochen Urlaub bekommen habe, um den Grafen Kospoth in Briese zu malen, meinte der Unteroffizier, ich werde Sie sechs Wochen einstecken. Sehen Sie denn nicht, dass Sie ihr Koppel verkehrt herum tragen? Mit Gott für König und Vaterland steht ja bei Ihnen auf dem Kopf. Und wieso können Sie den Grafen

Kospoth malen? Da erklärte ihm mein Mann, dass er 7 Jahre lang Porträtmaler in Berlin gewesen sei. Jedenfalls schmunzelte mein Mann und meinte, stecken Sie mich ruhig ein, aber vergessen Sie nicht, dass ich sofort abzureisen habe! Nun war ich für sechs Wochen von meinen Fahrten nach Berlin befreit. Mein Mann fuhr nach Briese und von da aus schrieb er mir seine Erlebnisse mit dem Grafen. Er wurde dort von einem Diener abgeholt, der auch während der sechs Wochen zu seiner Verfügung stand. Als an dem ersten Tag das Abendessen aufgetragen worden war, frug der Graf meinen Mann, wo er sitzen möchte. Die Antwort war: „Neben Ihnen, damit ich Ihr Gesicht studieren kann“. Der Graf war damals 81 Jahre alt. Er hatte 99 Güter. Als sich mein Mann auf eine Scheibe Brot Butter strich und darauf Quark legte, meinte der Graf – er war sehr geizig – bei uns in Schlesien nimmt man keine Butter unter Quark, worauf ihm mein Mann antwortete: „Herr Graf, sie haben 99 Güter und da wird sich doch wohl ein Gardefüsiliier Butter unter den Quark streichen dürfen“. Das Personal und die Arbeiter pflegten den Grafen, sobald sie seiner ansichtig wurden und sich die Gelegenheit bot, die Hände zu küssen. Auch meinem Mann wollte man die Hände küssen, aber mein Mann lehnte mit den Worten ab: „Küsst man Euren Herrgott die Hände, aber nicht mich“, darauf nannte ihn der Graf westlicher Sozialdemokrat. Für das Abputzen seiner Pinsel bekam er dort keine Lappen und so musste ich ihn damit versorgen, ebenso mit Briefpapier, welches dort auch nicht gab, denn der Graf schrieb regelrecht seine Briefe auf Weinetiketten. Als der Graf meinen Mann frug, was er zu trinken wünsche, bekam er die Antwort: „Ich trinke jeden Abend eine Flasche Beaujolais“, da rief der Graf erschrocken: O! Mein armer Weinkeller! Hierauf antwortete mein Mann: Ich habe ja nicht gesagt, dass ich das von Ihnen verlange, aber Sie haben mich gefragt und ich habe geantwortet. Aber er bekam dann jeden Abend seine sehr gute Flasche Rotwein. Der Graf erzählte ihm einmal, dass der Kaiser, mit dem er sich duzte, ihn einmal besucht habe. Da ließ der Graf ein Regiment Jäger kommen, die sämtliche Wege, die der Kaiser evtl. gehen wollte, von den winzigsten Grashälmmchen reinigen. Dann kam eine Ordonanz, um sich nach der Toilette zu erkundigen. Da er mit der vorhandenen nicht zufrieden gab, verlangte er, dass für den Kaiser eine extra Toilette gebaut werden müsste. Da sagte ihm der Graf, wo ich hinsch....., kann Wilhelm auch hinsch.... . Aber es wurde doch eine eigene Toilette gebaut. Er sagte dann, wenn Wilhelm öfter gekommen wäre, so wäre er wahrscheinlich ruiniert worden. Mein Mann hatte seinen Drilling mitgenommen, denn es war ihm gesagt worden, dass er dort des Öfteren zur Jagd eingeladen würde. Eines

Tages machte der Graf mit meinem Mann eine Spazierfahrt. Als sie zurückkamen, zeigte der Graf auf einen Torflügel und frug, ob er nicht sein Wappen erneuern könnte. Das versprach ihm mein Mann unter der Bedingung, dass er ihm dafür einen Bock freigeben sollte, was er nach heftiger Auseinandersetzung zugab. Nun erneuerte mein Mann den einen Torflügel, auf der der Graf gezeigt hatte. Bei der nächsten Ausfahrt sah der Graf, dass nur der eine Torflügel erneuert worden war und so frug er, warum er nicht auch das andere Tor erneuert hätte, da sagte ihm mein Mann, er habe ja nur auf das eine Wappen gezeigt, für das zweite Wappen möchte er noch einen Hirsch freihaben. Der Graf gab natürlich nach, denn es sah ja auch komisch aus, wenn das zweite Wappen nicht erneuert würde. Ich bekam auch jede Woche meinen Braten und da man kein Fleisch verschicken durfte, legte mein Mann den Hasen immer zwischen kleinen Reclam Heften, die schweiß getränkt ankamen. Da wir dadurch immer reichlich zu essen hatten, konnte ich dem Überbringer – dem Briefträger - auch ab und zu mit einem Stück Fleisch erfreuen und so gingen meine Paketchen immer prima durch die Kontrolle. Als nun die 6 Wochen um waren, durfte sich mein Mann noch ein kaptales Reh schießen und er musste ein ganz bestimmtes Stück Wild abschießen. Es war der letzte Tag seines Aufenthaltes und so ging mein Mann schon sehr früh los, um dieses Reh nicht zu verpassen. Er traf das Wild auch an dem bezeichneten Platz an und als er gerade abdrücken wollte, kam ein Holzfuhrwerk daher und das Reh sprang ab. Nun wusste mein Mann noch einen anderen Bock, zu dem er ging, denn er wollte nicht ohne Beute heimkehren. Er sah auch das Tier und konnte es erlegen. Aber kaum war der Schuss gefallen, da sah er den Grafen im Nachthemd auf dem Balkon seines Hauses, und er sah auch, wie dieser ihn beobachtete. Kaum war er zu Hause angelangt, kam ihm der Graf entgegen und sagte, Sie haben den betreffenden Bock, den ich Ihnen frei gegeben habe, nicht geschossen, was mein Mann aber abstritt und er sagte ihm, dass dies der Bock sei, der immer oben in den Lupinen gestanden habe. Nach genauer Ansicht des Bockes rief der Graf ganz entsetzt, o Gott, Sie haben ja den Bock geschossen, den der König von Sachsen schießen sollte, worauf ihm mein Mann sagte, dass der König bestimmt schon mehr Böcke geschossen habe als er und da gab sich der Graf mit einem kleinen Lächeln zufrieden. Da das Porträt des Grafen in Lebensgröße gemalt werden sollte, musste mein Mann noch des Öfteren nach Briese fahren und er hat sich dann mit dem Grafen sehr gut verstanden. Mein Mann besaß in Berlin als einfacher Gardefüsilier ein eigenes Zimmer, wenn er nicht direkt in der Kaserne zu schlafen hatte. Da er sein Bett in der

Kaserne nicht richtig bauen konnte, besorgte das immer ein Kamerad von ihm. Sein Privatzimmer lag in der Müllerstraße nicht weit von der Kaserne. Ich ging ihm oft entgegen und als ich auch mal wieder ihm entgegen kam, sah ich, dass alle Menschen auf der Straße lachten. Ich besah mir daraufhin meinen Mann und entdeckte, dass er zu seiner Uniform einen schwarzen Künstlerhut trug. Von weitem sah er mich und ich griff mich an den Kopf und machte ihm seinen Irrtum verständlich. Als er die Krempe des Hutes zu fassen bekam, lief er schleunigst zurück und holte sich seine Verdummungsmütze. Man wollte ihn damals zum Gefreiten befördern, aber mein Mann lehnte ab, da er diesen Grad nicht erreicht hätte, man sollte damit die Kameraden im Felde beehren. Als sich mein Mann nun sein Käppi aufgesetzt hatte, gingen wir in Richtung Weidenhammer Brücke, wo ich feststellte, dass die Leute immer noch lachten und hinter uns hersahen. Da stellte ich fest, dass die Kokarde der Mütze hinten saß und so wurde auch dieser Fehler behoben. Wir gingen in die Weinstube zum alten Habel unter den Linden, um dort zu Abend zu essen. Mein Mann hatte außer gutem Essen eine Kalte Ente bestellt und wir waren mitten im Erzählen, als die Tür aufging und ein höherer Offizier mit breiten roten Biesen an den Hosennähten hereinkam. Mein Mann war so in Gedanken, dass er etwas aufstand und laut sagte: Guten Abend, guten Abend. Der Offizier sah ihn und mich an, schmunzelte und nahm an einem nicht weit von uns entfernt stehenden Tisch Platz. Etwas später wurde mein Mann Kurier, vor allen musste er sehr viel nach Rumänien fahren. Er hatte die Erlaubnis, in jeden fahrenden Zug und in jedes x beliebige Abteil zu springen, damit er möglichst schnell seine Aufträge erledigen konnte. So fiel er auch einmal auf den Schoß eines jungen Offiziers. Mein Mann konnte ihm seine Papiere vorzeigen und so wurde er nach dem ersten Schreck belobigt. Auch musste er, da er sehr sprachgewandt war, einmal eine Spionin auf dem Schlesischen Bahnhof festnehmen, die die abfahrenden Soldaten mehrmals gefragt hatte, wohin die Reise ginge. Mein Mann stellte sich betrunken und torkelte auf dem Bahnsteig herum, bis er von der Dame in gutem Französisch angesprochen wurde. Sofort fasste mein Mann sie am Handgelenk und übergab sie der Bahnpolizei. Er hatte damit einen guten Fang gemacht und bekam zur Belohnung eine große Kiste guter Zigarren. So vergingen für uns die Jahre. Da der Krieg im Sommer 1918 immer noch nicht abzusehen war, bat mich mein Mann, doch eine Stellung in Berlin anzunehmen.

Ich gab daher meine Stellung bei der Reichsbank endgültig auf und ging nach Berlin, um dort bis Ende des Krieges zu bleiben. Ich bekam sofort eine

Stellung beim Metallarbeiterverband in der Alten Grolmannstraße und unterstand dem Diplomaten Seeckt, einem Sohn des bekannten General Seeckt, der mich gleich zu seiner Privatsekretärin machen wollte. Ich trat meine Stellung am 1. November an und wurde am 2.11. von Herrn Seeckt zum Tee eingeladen, um in seiner Privatwohnung Diktate aufzunehmen. Als ich zu ihm kam, waren eine Reihe Offiziere bei ihm und das Gespräch kam auf Italien. Als ich sagte, dass ich sehr lange dort gewesen sei, musste ich erzählen und so sagte ich auch, mit wem ich dort war. Am 3.11. kam ich zu meinem Mann, der mich bat, ihm beim Packen seines Koffers zu helfen, er müsse sofort die Stadt verlassen, da die Revolution vor der Tür stand. Man hörte wohl allerlei Gerüchte und als ich am 5.11. mit meiner in Berlin wohnenden Schwester zum Schloss ging, wurden wir von hinten von einem Soldaten zurückgerissen, da man am Schloss schon in eine Schießerei geraten war. Am 7.11. gingen wir Unter den Linden noch einmal spazieren und da merkten wir, dass auf der Friedrichstraße in verschiedenen Häusern sich Militär versteckt hielt und dann erlebten wir auch die furchtbaren Momente, wo sogenannte Lausejungen, den Offizieren die Achselklappen herunterrissen. Wir fingen vor Scham an zu weinen, aber da sagte uns ein Herr wörtlich: „Weinen Sie bitte nicht, meine Damen, sonst laufen Sie Gefahr, dass man sie in ungehöriger Weise belästigt.“ Wir gingen daraufhin sofort nach Hause und am anderen Tag brach die Revolution aus. Ich begab mich sofort zu meinem Chef, dem Herrn Seeckt und bat um meine Entlassung, weil ich von meiner Mutter in Eisenach mit Lebensmittelkarten versorgt wurde. Ich bekam sofort mein Gehalt bis Ende des Jahres ausgezahlt, ein sehr gutes Zeugnis und konnte sofort abreisen. Als ich auf den Anhalter Bahnhof ankam, stand der letzte Zug zur Abfahrt nach Frankfurt bereit und es wollte mich niemand mehr in ein Abteil lassen, da alles überfüllt war. Ich stellte mich also auf das Trittbrett und wäre ohne weiteres auf dieser Art mitgefahren, aber da kam ein Bahnbeamter, der mit Gewalt die Tür aufriß, sodass ich meine Füße noch in den Wagen stellen konnte und dann rollte der Zug aus der Halle. Bis Eisenach habe ich dann gestanden, so wie ich eingestiegen war. Meine Mutter hatte sich in Eisenach befragt und man hatte ihr den letzten Zug angegeben. Da blieb meine Mutter sechs volle Stunden auf dem Bahnsteig stehen, bis der Zug einrollte und so konnte ich ihr in die Arme fallen. Es war die schrecklichste Fahrt meines Lebens, aber ich war wohlbehalten angekommen. Ich bekam dort auch sofort Stellung beim Betonarbeitgeberverband und man bat mich nach kurzer Zeit, als die Firma ihre Zelte in Eisenach abbrach, wohin sie aus Frankfurt Main geflüchtet war,

mit nach Frankfurt zu kommen. Ich sollte Wohnung, Umzug etc. von der Fa. erhalten, aber ich wollte in keine Großstadt und so nahm ich meine letzte Stellung in einer landwirtschaftlichen Firma – Lamea – an, wo ich vor allem alle Gerichtssachen zu bearbeiten hatte. Das war also 1919.

Wegen Blutarmut und leichten Herzbeschwerden trat ich einen sechs-wöchentlichen Urlaub in Bad Orb in einem Angestelltenheim unter der Leitung des Geh. Medizinalrates Dr. Hufnagel an. Dort besuchte mich auch mein Mann und wir besprachen unsere Zukunft, wie wir das schon mehrmals getan hatten. Da kam mein Schwiegervater wieder dahinter, dass ich wieder frei war und das „Theater“ mit meinem Mann ging von Neuem los. Er war inzwischen in seine Geburtsstadt Lippstadt Westf. gezogen, wo er ein großes Haus mit Dienerschaft führte. Mein Mann weigerte sich, wie immer, eine andere Frau zu heiraten und wollte wieder ins Ausland gehen. Wir waren verzweifelt, aber mein Schwiegervater gab nicht nach und so trennten wir uns zum zweiten Mal. Ich machte einen Ausflug mit und da lernte ich einen Polizeioffizier kennen, dem ich nach kurzer Zeit mein Lebensschicksal erzählte. Dieser machte mir einen Heiratsantrag und ich nahm wieder an. Meinem Mann hatte ich alles geschrieben und da dieser Polizeioffizier in seiner Jugend die Hotellaufbahn absolviert hatte, dies war auf Wunsch seines einzigen Verwandten geschehen, der Hoteldirektor im Hotel Danziger Hof in Danzig war. Mein Mann versprach mir damals, sollte diese Ehe gut gehen, so wollte er uns aus seinem Vermögen den Danziger Hof kaufen. Dieser Polizeioffizier klagte aber schon bei unserem Kennenlernen über sehr starke Kopfschmerzen und da er schon bei verschiedenen Ärzten gewesen war, riet ich ihm zu einer gründlichen Untersuchung in der Universitätsklinik in Jena, was er auch tat. Wir verlobten uns vorher im November 1919 und in den letzten Tagen des Januar 1920 fuhr er nochmals zur Untersuchung nach Jena. Da wollte es der Zufall, dass er auf dem Weg zum Untersuchungsraum einen Arzt traf, mit dem er eine Amerikareise gemacht hatte. Dieser nahm ihn sofort beiseite, um ihn selbst zu untersuchen. Bei dieser Untersuchung wurde festgestellt, dass er an einem Tumor im Gehirn litte und es wurde ihm zur sofortigen Operation empfohlen. Nun wollte er aber vorher noch heiraten und so bestellten wir eine Nottrauung, denn für diese Operation war aus ganz Deutschland ein Ärzteteam zusammengestellt, weil damals solche Gehirnoperationen sehr selten vorgenommen wurden. Wir wurden also standesamtlich und kirchlich getraut. Dann fuhren wir sofort nach Jena. Ich ging in ein Hotel und mein Mann ging in die Universitätsklinik, da er am anderen Morgen operiert werden sollte. Als ich am anderen Morgen kam,

um nach ihm zu sehen, kam mir schon die Schwester entgegen mit der Mitteilung, dass er die Operation überstanden habe, aber bald darauf für immer eingeschlafen sei. Ich telegraphierte sofort an meinen Mann und bekam die telegraphische Antwort: „Das habe ich erwartet!“ Es sollte wohl nicht sein, dass ich eine Ehe führen sollte. Mein Mann kam sofort zu mir, um mich zu trösten und nun sprachen wir uns wieder abzuwarten, bis uns das Schicksal doch zusammen führte. Ich blieb also in meiner Stellung. Am 9. September 1920 erlag mein Schwiegervater einem Schlaganfall. Das letzte Hindernis für uns beide war nun weg und mein Mann kaufte sich sofort eine Villa in Wiesenau 35 bei Hannover, denn in dem großen Haus in Lippstadt wollte er nicht bleiben. Als er sich in Wiesenau eingerichtet hatte, schrieb er mir, dass ich jetzt doch kommen sollte. Ich fuhr sofort zu ihm und gab meine Stellung auf. Mein damaliger Chef hatte großes Verständnis für uns beide und bezahlte mir noch mein Gehalt bis 31.03.1921, in der Hoffnung, dass ich vielleicht doch wieder kommen würde. Ich blieb nun bei meinem Mann, der sofort heiraten wollte. Doch das Trauerjahr wollte ich für uns beide abwarten, denn wir hatten so lange aufeinander warten müssen und hatten so viel Herzeleid hinter uns, dass es auf ein paar Monate weniger auch nicht ankam. Aber Anfang des Jahres 1921 fing mein Mann an zu kränkeln. Er glaubte, dass er die Großstadtluft nicht vertragen könnte, vor allem die Schwaden nicht, die täglich von einer nicht sehr weit entfernten Wachstuchfabrik über unser Haus strichen. Wir hatten als Hochzeitstag den 21. Juli festgesetzt, weil wir uns an einem 21. Juli verlobt hatten und weil wir am 21.07.1910 vom Pabst Pius X. im Vatikan zu Rom gesegnet worden waren. Inzwischen aber wurde mein Mann immer kränker und ich sah im Geiste auch diese Ehe wieder ins Wasser fallen. Der Zustand meines Mannes wurde immer schlechter und ich kümmerte mich nicht mehr um die Trauung, die bald stattfinden konnte, denn ich sagte mir, dass ein Standesbeamter unter solchen Zuständen keine Trauung vornehmen konnte. Das Aufgebot war ja bestellt und sollte es doch möglich sein, die Ehe schließen zu lassen, dann würde ich auch die erforderlichen Besorgungen aufbringen können. Es kam der 21. Juli und ich hatte solche Sorge um meinen Mann, dass ich nichts unternahm. Aber er erinnerte mich morgens daran, dass dies doch der Tag sei, an dem wir getraut werden sollten. Ich bat ihn flehentlich, jetzt in seinem Gesundheitszustand davon Abstand zu nehmen, aber er zog sich an und trieb zur Eile. Einen Wagen konnte ich nicht bekommen und so mussten wir mit der Straßenbahn bis Langenhagen fahren. Der erste Straßenbahnwagen fuhr an uns vorbei, aber den zweiten erreichten wir. Als wir auf das Standesamt



zuzugingen, wurde von dem Standesbeamten gerade die Tür abgeschlossen. Mein Mann rief laut, dass wir noch kämen und so schloss der Standesbeamte die Tür wieder auf und wir gingen in das Amtszimmer. Auf die Frage des Standesbeamten, wo unsere Trauzeugen wären, hatten wir beide keine Antwort, denn daran hatten wir beide nicht gedacht. Da sah mein Mann durch das Fenster und sah auf der Landstraße einen Beinamputierten gehen. Er forderte mich auf, zu diesem Mann zugehen und zu fragen, ob er einen Ausweis bei sich führe und unser Trauzeuge werden wollte, er bekäme für diese paar Minuten 50,-. Dieser Mann bejahte und da er hörte, dass

dieser 50,- haben sollte, bot sich der Diener des Standesbeamten als zweiter Zeuge an und so bekam auch dieser 50,-. Die Trauung wurde vorgenommen, aber ich musste mehrmals meinen Mann darauf aufmerksam machen, dass er sich zusammen nehmen müsse, denn sonst dürfte uns der Standesbeamte nicht trauen. Kaum war der Trauungsakt vollzogen und wir wollten uns verabschieden, da frug mein Mann den Standesbeamten, wo der nächste Arzt wohne. Er bekam zur Antwort, gleich um die Ecke, da ist die Landesirrenanstalt und da erreichen Sie auch einen Arzt.

Ich klingelte also bei dem Arzt und sagte der Arzthelferin, sie möchte doch ihrem Chef sagen, dass er, sobald er könnte, nach Wiesenu 35 kommen, da mein Mann sehr erkrankt sei. Wir fuhren sofort nach Hause und mein Mann bat mich, ihm sofort Papier, Feder und Tinte zu bringen, damit er das bereits gemachte Testament auf meinen Namen überschreiben könnte. Er zog sich gleich aus und legte sich zu Bett, da er fest daran glaubte, die Stunde nicht mehr überleben zu können. Ich war so verzweifelt, dass ich nur bitterlich weinen konnte, denn nun waren wir getraut und nach Angaben meines Mannes sollte ich auch sofort wieder Witwe werden. Der Arzt kam auch sehr bald, untersuchte meinen Mann und dann kam er zu mir und frug, wie lange wir verheiratet seien. Als ich ihm sagte: „Seit einer Stunde“, ging er ohne Gruß aus dem Haus und warf die Tür hinter sich zu. Er muss wohl geglaubt haben, dass wir nicht ganz normal seien, aber er vergaß nicht, uns eine sehr hohe Rechnung zuzusenden. Ich rief nun einen anderen Arzt in Hannover an,

der auch sofort kam und mein Mann musste sich sofort in Krankenhausbehandlung begeben.

Wie ich das alles durchgestanden habe, weiß ich selbst nicht. Ich wurde selbst sehr krank, brachte aber mit viel Energie den Mut auf, mich am anderen Tag anzuziehen und ihn zu besuchen. Ich war so elend, dass ich nur von einem Haus zum anderen kam, indem ich mich immer festhalten musste. Aber von meinem schlechten Gesundheitszustand ließ ich meinem Mann nichts merken. Nach ca. 14 Tagen wurde mein Mann aus dem Krankenhaus entlassen. Sein Arzt, mit dem er sich angefreundet hatte, hatte ihm geraten, für 1 – 2 Jahre auf's Land zu gehen, dann würde er auch gesunden, denn er hätte nichts weiter zu überstehen, wie einen völligen Nervenzusammenbruch. Mein Mann begab sich daher, sobald es ihm etwas besser ging auf die Suche nach einem kleinen Haus an der See und dieserhalb fuhr er nach Stettin.



Blick in Richtung Ostsee im Hintergrund die Waldstraße

Ein Makler fuhr mit ihm zur Insel Usedom, um in Zinnowitz oder Stralsund etwas Passendes für ihn zu finden. Als sie über die Insel fuhren, sah mein Mann aus dem Fenster auf das vor ihm liegende Land und als er das bald von ihm erworbene Haus in Zempin sah, meinte er, sehen Sie, so etwas möchte ich gerne haben.

Der Makler fuhr also von Zinnowitz mit dem nächsten Zug zurück nach Zempin und begab sich in das betreffende Haus. Dieses wurde von einem Strandfotografen bewohnt, dem es wirtschaftlich nicht gut ging. Das Badeleben hatte damals dort erst eingesetzt und so konnte er kaum das Geld für den Unterhalt für sich und seine Familie verdienen. Mein Mann begab sich auch in das Haus und durfte es auch besichtigen. Es hatte unten drei große, 1 kleineres Zimmer und eine Küche. Oben befanden sich eine große Diele und 4 kleinere Zimmer mit 4 Dachkammern, die man als Abstellräume benutzen

konnte. Mein Mann frag nach dem Preis des Hauses und da sagte ihm der Verkäufer, er hieß Engel, dass er dafür 52tausend Mark haben wollte. Daraufhin bot ihm mein Mann das Doppelte an, wenn er es sofort haben könnte. Der Verkäufer war hoch erfreut, denn er meinte, dass er sich mit diesem Geld ein Speditionsgeschäft in Strausberg bei Berlin erwerben konnte



und so wurde der Kauf perfekt gemacht. Mein Mann kam nun zurück und erzählte mir dass er ein Haus gekauft habe, welches wir bald beziehen konnten. Einige Tage danach merkte ich, dass er besonders aufgeregt war und ich frag ihn, was ihn beunruhigte. Da erklärte er mir, es sei

ihm plötzlich eingefallen, dass das von ihm in Zempin auf Usedom gekaufte Haus ganz winzig kleine Fenster habe und dass wir wahrscheinlich gar nicht darin wohnen könnten. Ich versuchte ihn zu beruhigen und versprach ihm, am anderen Tag nach Zempin zu fahren, um mir das Haus anzusehen. Als ich das Haus schon von weitem sah, stellte ich fest, dass es ein vollkommen normal gebautes Haus war. Ich besichtigte die Räume und stellte fest, dass unten eine kleine Diele war, dass sich daran ein langer Flur befand, der zur Küche führte, die einen Ausgang zum Garten nach hinten hatte. Unten befanden sich 3 Zimmer Größe 3 x 4 und ein etwas kleineres Zimmer. Oben in der ersten Etage waren eine große Diele und zwei Zweibett- und zwei Einbettzimmer. An jedes Zimmer stieß eine Dachkammer mit einem etwas kleineren Fenster. Die Fenster im Erdgeschoss und in den oberen Zimmern waren vollkommen normal und zwei Zimmer hatten je einen Balkon. Im ganzen Haus waren also 17 normale Fenster. Ich fuhr am anderen Tag wieder nach Wiesenau und konnte meinen Mann beruhigen. Er fuhr dann selbst wieder nach Zempin, um die dortigen Arbeiten am Haus vornehmen zu lassen.

Er ließ einen sehr großen Stall mit einer Waschküche bauen und ließ ein sehr hübsches Holzhaus mit doppelten Wänden für ein Hühnerhaus aufstellen,

denn er war der Ansicht, dass man auf dem Lande auch ländlich leben müsste. Es wurde sogar eine Ziege angeschafft, die den Namen Blanka erhielt, denn ein kleiner Ziegenstall und zwei primitive Toiletten, wie sie auf dem Lande üblich sind, waren vorhanden. Das Haus wurde von oben bis unten renoviert und mit einem Edelputz neu verputzt. Ich bereitete in Wiesenau den Umzug vor und besorgte den vereinbarten Kaufpreis von 102 Tausend Mark, um sie dem Verkäufer zu übergeben. Da ich so viel Geld bei mir hatte, kam mir mein Mann bis Berlin entgegen und wir hatten uns im Cafe Vaterland verabredet.



Als ich das Cafe betreten hatte, kam ein Herr auf mich zu und rief: „Wie schön, dass Sie so pünktlich sind“ und griff nach meinem kleinen Koffer, in welchem sich die Kaufsumme befand. Ich schrie sofort um Hilfe, mein Mann, der mich gesehen hatte, sprang auf und kam mir entgegen. In diesem Moment ließ der Mann die Hand von meinem Koffer und verschwand durch die Tür ins Freie. Wieso dieser Mann wissen konnte, dass sich in meinem Koffer Geld befand, habe ich nie ergründen können und in unserer Aufregung und um meine Sorge um meines Mannes Gesundheitszustand ist mir auch alles Weitere entfallen. Der Umzug ging nun von statten und wir übergaben den Transport einer Speditionsfirma. Da Zempin am Bahnhof keine Rampe hatte, konnte der Wagen nur bis Koserow gefahren werden und von dort aus bis zur nächsten Station Zempin musste die Landstraße befahren werden. Wir hatten unseren Hausrat hoch versichert. Der große Möbelwagen kam nun bis Koserow, wo er abgefertigt und auf die Landstraße gesetzt wurde. Ich hatte bei dem Spediteur einen 12 Meterwagen bestellt. Dieser lieferte aber nur einen 8 Meterwagen und so musste vieles zurückbleiben und ein großer Teil wurde als Stückgut verladen. Da der Möbelwagen nun sehr stark überlastet war, fing er zwischen Koserow und Zempin Feuer, welches aber noch rechtzeitig gelöscht werden konnte. Der Spediteur, der den Transport selbst leitete, musste den Wagen nun anhalten und auf offener Landstraße stehen lassen, bis dieser sich wieder abgekühlt hatte. Der Spediteur legte sich nun für die ganze Nacht unter den Wagen, damit er nicht geplündert werden

konnte oder von Neuem Feuer fing. Wie wir später erfahren mussten, hatte der Spediteur die Versicherungssumme für sich eingesteckt und der Wagen war mit dem gesamten Hausrat überhaupt nicht versichert. Zum Schluss aber klappte es, der Wagen kam bis vor die Gartentür auf der Landstraße und so wurde ausgepackt. Zwei Tage später kam auch das verpackte Stückgut an und wurde mittels Fuhrwerk nach unserem Haus gebracht. Als nun alles ausgepackt war, verlangte der Spediteur die Summe für diesen Transport extra, was ich ablehnte, denn wir hatten ja für einen 12 Meterwagen bezahlt und nicht für einen 8 Meterwagen und so war der Stückguttransport seine Sache. Ich weigerte mich schon deshalb, weil ich in Erfahrung gebracht hatte, dass er die Versicherungssumme eingesteckt hatte und wir um Haaresbreite unsere gesamte Einrichtung verloren hätten. Wie ich auch dann erfuhr, war dieser Mann stark verschuldet und wir hätten wegen eines evtl. Verlustes nicht einmal Klage gegen ihn erheben können. Aus Wut darüber, dass ich nicht auf seine Forderung einging, ließ er den gemieteten Wagen vor unserer Gartentür stehen und da er bei der Bahn auch nicht den Transport bezahlte, blieb auch der Güterwagen auf einem abgestellten Geleise stehen bis nach ca. 14 Tagen der Landjäger zu uns kam und frug, wem nun eigentlich die Wagen gehörten. Wir erzählten dem Beamten, wie die Sache stand und so wurde der Spediteur aufgefordert, den Wagen zu beseitigen und den Waggon nach Bezahlung zurückzugeben. Dies alles waren natürlich wieder neue Aufregungen für meinen Mann. Hinzu kam nun die Inflation, die uns langsam zwang, unsere Wertpapiere, die hauptsächlich aus 3 1/2%igen Preußischer Staatsanleihe bestanden, zu verkaufen, vor allem dann, als der Zinsendienst eingestellt wurde. Als wir alle Papiere verkauft hatten, kam noch eine staatliche Verordnung hinzu, dass Mark gleich Mark sei und wir alle Hypothekenschulden von unseren Schuldner anzunehmen hätten und die Zurückgabe wurde zuerst auf 10 % festgesetzt. Später fiel auch diese Klausel weg. Um nur ein einziges Beispiel anzugeben: Mein Schwiegervater hatte die Apotheke in Königstein im Taunus erbauen lassen und sie vollkommen eingerichtet. Die Summe hierfür mit 40 000,- vor 1900 blieb als Hypothek stehen und als wir die Hypothek zurückerhielten, konnte wir uns gerade 1/2 Pfund Butter kaufen. Mein Mann besaß bei Arnsberg/Westf. 11 Fischteiche mit Karpfenzucht. Da er den Fischmeister nicht mehr bezahlen konnte, fuhren wir zusammen nach Wolgast zum Gericht und ließen die 11 Fischteiche auf den Namen des Fischmeisters übertragen und mein Mann machte dem Fischmeister damit ein Geschenk, weil er nicht dafür vielleicht auch 1/2 Pfund Butter bekommen würde. Da wir nun gar kein Geld mehr

hatten, um leben zu können, stellte mein Mann bei der Regierung den Antrag auf Unterstützung, die uns auch nach langem Hin und Her mit monatlich 32,- bewilligt wurden, während wir vorher allein vom Staat monatlich ca. 2000,- erhalten hatten. Diese monatlichen 32,- wurden als Zwangshypothek auf unser kleines Haus eingetragen. Von 32,- monatlich konnten wir natürlich unseren Lebensunterhalt nicht bestreiten und so fing ich an, Handarbeiten zu machen. Ich bekam durch Bekannte bei einer amerikanischen Firma Arbeit, indem ich jede Woche eine große Tischdecke zu sticken hatte, für die ich als Arbeitslohn 10,- bekam. Ich arbeitete also durchweg jede Nacht bis 4 Uhr, da ich sonst an dem Liefertag die Decke nicht hätte absenden können. Mein Mann hatte wohl Medizin studiert, hatte sich aber nach Abschluss des Physikums seiner Malerei gewidmet, weil er ja auch genügend Geld besaß, um keiner Erwerbsquelle nachgehen zu müssen. Er hatte zuerst in Leipzig Zeichenunterricht genommen und war dann an die Kunstakademie nach Düsseldorf gegangen, wo er Schüler von Prof. Grünwald wurde. Er malte also nur zu seinem Vergnügen, bis er nach Weimar kam, um sich dort als Porträtmaler ausbilden zu lassen. Er war in Weimar Schüler von Hans Olde, Prof. Thedy und Ludwig von Hofmann. Nun, nachdem wir völlig verarmt waren, nahm er sich vor, Landschaften zu malen und das ganze Fischerleben zu studieren. Aber wir kamen immer wieder in große Geldnot und so hatte er seinen besten Freund, Konrad Gérard, dessen Vater das Kriegsministerium in Berlin erbaut hatte und der trotz Inflation ein wohlhabender Mann geblieben war, denn ihm gehörte damals fast ganz Kleinmachnow, wo er bereits 16 Häuser hatte bauen lassen mit der gesamten Straßenkanalisation und dem Rechtsanwalt Dr. v. Berg geschrieben, dass er aus dem Leben scheiden wollte. Mich hatte er schon mehrmals gebeten, ihm doch zu gestatten, dass er das Gewehr beim Übersteigen des Gartenzaunes losgehen lassen wollte, weil er diese große Armut auf die Dauer doch nicht ertragen könnte. Aber ich flehte ihn immer wieder, dies nicht zu tun und ich gab mir alle Mühe, ihn nicht die ganze Härte des Schicksals, das uns betroffen hatte, merken zu lassen. Seine beiden Freunde kamen sofort von Berlin und dann wurde Rat gehalten. Sein Freund Gérard hatte einen Freund, Gutsbesitzer Oppermann, dem ein sehr großes Gut „Schmitthof“ bei Marburg gehörte, wo auch mein Mann als passionierter Jäger schon des Öfteren eingeladen worden war. Und dieser Oppermann hätte meinen Mann sehr gerne als Schwiegersohn gehabt, denn er hatte eine Tochter, die inzwischen 19 Jahre alt geworden war. Mit diesem Gutsbesitzer Oppermann hatte sich Gérard in Verbindung gesetzt und dieser ließ meinem Mann sagen, er sollte seine Tochter Linda heiraten.

Ich würde von ihm eine Abstandsumme von Hunderttausend Mark bekommen, wenn ich mich von meinem Mann scheiden lassen würde. Welche Gefühle mich bei diesem Vorschlag beherrschten, möchte ich verschweigen, denn ich war einer vollkommenen Verzweiflung nahe.

Da machte Dr. v. Berg den Vorschlag, ich sollte bei ihm Bürovorsteherin werden und für meinen Mann wollte er ein großes Atelier in seinem Hause einrichten. Dies lehnte mein Mann ab, da er glaubte, nicht in einer Großstadt mehr leben zu können, denn er war mehrere Jahre Porträtmaler in Berlin gewesen und er hasste das Großstadtleben. Um aber meinem Mann zu helfen und ihn von der Idee Selbstmord zu begehen, abzubringen, lud ich Linda Oppermann für 14 Tage in unser Haus ein, damit sie sich beide kennen lernen sollten. Linda war ein reizendes Mädchen und liebte meinen Mann abgöttisch. Als die 14 Tage herum waren, frug mich mein Mann: „Bist Du bereit, mit mir trocken Brot zu essen“, worauf ich ihm sagte, dass ich alles für ihn tun würde und er könnte mit mir in eine noch größeren Einsamkeit flüchten, da gab er mir zur Antwort, dann schicke bitte Linda nach Hause.

Mein Entschluss steht fest, wir werden uns nie verlassen bis einer von uns nicht mehr am Leben ist. Nun fuhr Linda bitter enttäuscht wieder zu ihren Eltern und wir hungerten weiter, weil mein Mann auf die Dauer die Hilfe der Freunde ablehnte. Da kam Hilfe in höchster Not. Ein Herr Woltmann in Arnsberg, der von meinem Schwiegervater eine Hypothek von 9000,-, auch vor 1900 erhalten hatte, sandte uns die 10% von der Schuldsumme, also 900,-. Von diesem Gelde konnten wir vorerst leben und wir bestellten bei einem Tischler in Koserow Möbel für die oberen Zimmer im Hause und ich wollte vermieten.



Dies gelang uns auch, aber die Saison dauerte damals nicht ganz sechs Wochen und für die Übernachtung mit Frühstück wurden damals ca. 1,50 bezahlt. Das war natürlich sehr wenig, aber wir konnten uns wie-

ter helfen. Mit den div. Mietern hatten wir die drolligsten Erlebnisse und mein Mann hatte immer vor, darüber mal ein Buch zu schreiben. Leider ist er nie dazu gekommen. Aber eine Sache möchte ich doch schildern, weil sie vollkommen aus dem Rahmen fällt. Es war kurz vor der Festmark (*Papiermark*). Ich hatte alle Zimmer vermietet und bis auf eine Nacht war

noch ein Doppelbettzimmer frei. Da kam ein Herr mit einem vier jährigen Kind an der Hand und frug, ob ich ihn noch aufnehmen konnte. Ich erklärte ihm, dass er für eine Nacht noch unterkommen müsste, aber er müsste sich am anderen Tag nach einer anderen Unterkunft umsehen, da für das betreffende Zimmer am anderen Tag die Gäste kämen, die für 14 Tage gemietet hatten. Damit war der Herr einverstanden. Aber am anderen Morgen weigerte sich der Herr auszuziehen. Ich redete ihm gut zu, es doch wo anders zu versuchen und so schickten wir ihn zu einem Bauer, der ein Anwesen uns direkt gegenüber am Achterwasser hatte. Wir wohnten auf der schmalsten Stelle der Insel und erbrauchte nur ein paar hundert Meter uns gegenüber über das Feld zu gehen. Das klappte tatsächlich und er kam unter. Seine Frau und noch ein Kind ließ er sofort nachkommen und so begrüßten wir uns täglich, wenn er mit seiner Frau und seinen beiden Kindern über das Feld durch unseren Garten zum Strande ging. Ich hatte von ihm für die eine Nacht 50 000,- verlangt und erlegte mir hundert tausend Mark hin und meinte: „Es stimmt!“. Es kam das Jahr mit der Rentenmark (*Nov. 1923*). Zu Ostern kam ein Herr zu uns ins Haus und frug, ob er für die kommende Saison vier Zimmer oben haben könnte. Er käme von der Fa. Felgendreff & Co. aus Berlin. Als ich ihm sagte, dass mir der Name unbekannt sei, meinte er nur: „Na Sie werden sich doch an den Herrn erinnern mit dem vier jährigen Mädchen, den Sie aus seinem Zimmer vertrieben haben. Das war ein Herr Hosemann, der vier Wochen bei Ihnen wohnen möchte.“ Ich erklärte diesem Herrn, dass ich mich auf Vollpension umgestellt hätte, und so meinte er, Herr Hosemann würde sich sicher sehr freuen, wenn er auch hier im Hause gepflegt werden könnte. Ich schloss also den Vertrag mit diesem Herrn ab und verlangte einen Vollpensionspreis mit Zimmer pro Tag und pro Person 6,- und für die Kinder je 3,-. Damit war er einverstanden. Nun nahm ich mir eine Hilfe ins Haus, denn die Arbeit konnte ich nicht allein schaffen. Da die Saison damals sehr kurz war, kamen so gut wie keine anderen Gäste ins Haus und wir warteten nun auf die Familie Hosemann, die ja vier volle Wochen bleiben wollte. Und sie kamen. Die Familie brachte noch die Mutter von Frau Hosemann mit und auch ihren Bruder, der heute Professor in Puttbus auf Rügen ist, von Beruf Zahnarzt. Die Familie bezog die oberen Zimmer und wir überließen ihnen unser Esszimmer für ihre Mahlzeiten. Gleich am ersten Abend brachte Herr Hosemann mehrere ganz große geräucherte Aale zum Abendessen mit und ich sagte ihm sehr erschrocken, dass er doch hier mit Vollpension gemietet hätte. Da nahm er mich bei der Hand und ging mit mir in die Küche. Dort sagte er mir: „Liebe Frau Scheele, Sie verlangen von mir

pro Nase 6,- und für die Kinder 3,- wie wollen Sie da zurechtkommen?“ Zuerst war ich ja zu Tode erschrocken, aber dann sagte ich ihm, dass dieser Preis üblich sei und da meinte er: „Nein!“. Ich gebe Ihnen pro Nase 8,- und für die Kinder dasselbe. Mir fiel, wie man sagt, ein Stein von Herzen, denn unser Freund Gérard hatte mir zum Einkauf der erforderlichen Lebensmittel 500,- vorgestreckt, ebenso Dr. v. Berg und dieses Geld musste ich doch nach Schluss zurückgeben. Es wurde aber von beiden Herren mit der Erklärung zurückgewiesen, dass ich es wohl vergessen hätte, dass ich sie bereits bezahlt hätte und ich könnte sie doch nicht Lügen strafen. Es war dies eine vornehme Geste, um uns helfen zu wollen und ich war und bin ihnen noch heute sehr dankbar. Herr Hosemann sagte nun weiter, ich möchte mir wegen Geld keine Sorgen machen und er übergab mir 500,- als Anzahlung und sagte mir, dass ich und auch mein Mann, ebenso wie meine Hilfe das Recht hätten, wenn es sein sollte, täglich im Strandcafe Cafe zu trinken, Kuchen und Sahne zu essen, soviel wir wollten und zwar auf seine Rechnung. Mein Mann wollte das nicht annehmen und wir haben auch kaum von diesem Angebot Gebrauch gemacht, aber wir drei wussten nicht, wie wir uns das Benehmen erklären sollten. Hosemanns waren wohl drei Tage bei uns, als eine große Kiste für Herrn Hosemann ankam. Die Kiste hatte die Größe eines Wohnzimmer-tisches. Die Kiste wurde unten in der Diele aufgemacht und wir waren zu dritt furchtbar erschrocken, denn sie enthielt nur Lebensmittel. Herr Hosemann tröstete uns und versprach, uns am Abend bei einer guten Flasche Wein aufzuklären. An dem Abend kamen wir aber nicht zu einer Aussprache und da ich am anderen Tag Geburtstag hatte, versprach er mir einen Staubsauger, die damals gerade aufkamen und er schenkte mir einen Füllhalter mit echt goldener Feder. Dann hatte er sich Wagen und Pferd bestellt und fuhr nach Zinnowitz, wo er buchstäblich ein Schokoladengeschäft plünderte, um mir die ganzen Packungen zu schenken. Ich musste meine Anrichte von allem Geschirr frei machen, um diesen Berg von Pralinenpackungen und Schokoladentafeln unterzubringen. Wir glaubten damals tatsächlich, wir hätten es mit einem Hochstapler zu tun, aber dem war nicht so. Da kam ein oder zwei Tage später ein Bettler an die Küchentür und da er, wie er sagte, wirklich Hunger hatte, machte ich ihm unzählige Butterbrote fertig, weil ja der Aufschnitt abends meisten nicht mal angerührt wurde und wir damit die Hühner füttern mussten, denn einen Kühlschrank gab es nicht und wir allein konnten den Aufschnitt auch nicht aufessen und verderben lassen wollten wir ihn auch nicht. Da kam mir der Gedanke, diesen Mann zu Herrn Hosemann zu schicken, der vorn auf der Veranda saß und in

einer Zeitung las. Ich bat den Mann hinzugehen und mir dann zu sagen, was er ihm geantwortet habe. Der Mann kam nach einer Weile freudestrahlend zu mir und zeigte mir in seiner Hand ein beschriebenes Blatt, worauf Herr Hosemann geschrieben hatte: An das Strandhotel zu Händen Herrn und Frau Teppich, dies waren die Besitzer, bitte diesen Mann 14 Tage Unterkunft mit Verpflegung zu geben, ohne dass er zu einer Gegenleistung durch Arbeit gebunden ist. Nach dieser Zeit musste der Mann noch einmal zu Herrn Hosemann gehen, der ihm einen größeren Betrag für die nächste Zeit aushändigte, um sich nach einer geeigneten Arbeit umsehen zu können. Dieser Mann küsste mir aus Dankbarkeit die Hände und wusste kaum, was er vor lauter Freude machen sollte. Nun aber kam doch ein Abend, wo er uns folgendes erzählte: Er kannte weder seine Mutter noch seinen Vater und er hat diese Namen auch nie erfahren. Man hatte ihn als neugeborenes Kind in Zeitungspapier gewickelt und einen Zettel beigelegt: dieser kleine Junge heißt Georg Hosemann und dieses kleine Paket hat man vor die Haustür des Ehepaars Felgentreffs, die keine Kinder hatten, gelegt und Frau Felgentreffs hatte sich dieses Kindes angenommen und später wurde er als Erbe der Fabrik eingesetzt. Ich habe ihn in der Firma mehrmals besucht. Es wurden damals sämtliche Fahrkarten und Fahrscheine aller Bahnen, die in Berlin waren, gedruckt und eine große bebilderte Zeitung in Amerika. Hosemanns waren dann noch 4 x bei uns und ich besuchte sie des Öfteren in Berlin. Mein großer Staubsauger, der sich heute im Besitz von Herrn Dr. Mertens in Greifswald befindet, war angekommen und ich hörte, dass er 200,- gekostet hatte und das war damals eine ungeheuer große Summe. Nach dem zweiten Weltkrieg hat sich Herr Hosemann erschossen, weil er die Schmach Deutschlands nicht ertragen konnte. Seine Familie, die Töchter waren inzwischen mit Ärzten verheiratet und hatten beide schon größere Kinder. Sie haben uns 46 und 47 noch einmal besucht, bis man dann nur noch mit besonderer Erlaubnis aus Berlin herauskam. Wir bekamen durch die Vermietung an Gäste guten Kontakt und dadurch viele Freunde, die uns auch nach dem zweiten Weltkrieg mit Lebensmitteln gut versorgte. Erst viel später haben wir erfahren, dass sich Herr Hosemann nach meinem Mann erkundigt hatte und von unserem Schicksal wusste. Da mein Mann während der ersten Kriegsjahre noch die Gemeindejagd gepachtet hatte, konnten wir auch ganz gut leben.

Nun zu meinem Mann. Er studierte täglich das Leben der Fischer am Strande, hatte sich der Pommerschen Künstlerschaft in Stettin angeschlossen und fing an, alle Ausstellungen zu beschicken. Es war wohl 1932 als mein Mann von dem Kunsthändler Runge aus Stet-



tin aufgesucht wurde, der ihn bat, doch nach Stettin zu kommen und für ihn dort zu arbeiten. Mein Mann lehnte zuerst ab, da er den dortigen Kollegen, die auch um ihr Leben zu ringen hatten, keine Konkurrenz machen wollte, aber nach langem Drängen gab er nach und da wurden auf einmal so viele Arbeiten von ihm angekauft, dass ich die Vermietung an Gäste aufgeben konnte und wir machten aus den vier oberen Räumen Ausstellungsräume seiner Arbeiten. Am ersten Tag der öffentlichen Ausstellung nahmen wir so viel ein, wie wir das ganze Jahr durch Vermietung nicht hätten erzielen können. Da kam auch der Bürgermeister von Ückermünde, Herr Max Cronauer, der von Beruf Buchhändler war und bat meinen Mann, in Ückermünde auszustellen. Da verband sich mein Mann mit noch anderen Kollegen und so kam die erste Ausstellung auch nach Ückermünde, wo er sofort 70 Arbeiten verkaufte und viele Nachbestellungen erhielt. Nun ging es



von Tag zu Tag bergauf und wir nahmen so viel Geld ein, dass wir ein sehr gutes Leben führen konnten und ich für unser Alter ein Sparguthaben anlegen konnte.

Ich kehre noch einmal zu unserer Pensionszeit zurück. Wir beka-

men die tollsten und drolligsten Anfragen nach Zimmern, dass wir oft schallend gelacht haben und nicht wussten, was und wie wir antworten sollten. Mein Mann hätte gar zu gern ein Buch darüber geschrieben, aber dazu fehlte es ihm an Zeit. So bekamen wir einmal eine Anfrage von einem jungen Liebespaar, wo ein Zimmer mit zwei Betten mit Veranda gewünscht wurde, da die angebliche Braut nur im Freien frühstücken wollte. Mein Mann schrieb dem jungen Mann, dass er alles haben könnte, wenn er die Strafe wegen Kuppelei übernehmen wollte. Eine ältere Dame frug, ob man bei uns auch gut schlafen könnte, ob es auf der Landstraße, die 50 Meter vom Haus entfernt lag, auch nicht zu laut wäre und ob man dort auch vegetarisch essen könnte usw. Mein Mann antwortete, hier kann man gut schlafen, dass letztens ein Herr gar nicht wieder aufgewacht wäre. Einmal bekamen wir einen Herren, der ein Einzelzimmer gemietet hatte, aber im letzten Moment seine „Gattin“ hätte mitnehmen müssen und ob wir ein zweites Bett aufstellen könnten. Das Aufstellen eines zweiten Bettes ging wohl, aber er verlangte auch das ganze Esszimmer für sich und seine Frau allein, was nicht ging, denn an unserem großen Esszimmertisch konnten gut 12 Personen Platz nehmen. Er besah sich daraufhin das ganze Haus. Auf der sehr geräumigen Veranda, wo 8 Personen essen konnten und auch im Freien wollte er nicht essen und so beschloss er, am anderen Tag nach Koserow zu ziehen. Meinem Mann vertraute er an, er sei ein Flagellant und er müsste mit seiner Frau allein sein. Der Herr hatte eine große Position im Ministerium, aber seine Frau hatte nur einen billigen Pappkoffer, während seine Ausstattung auf das Beste war.

Im Jahre 1935 fing mein Mann auch mit Schreiben an. Über jede Pflanze und über jedes Tier, welches auf der Insel vorkam, machte er ein kleines „Gedicht“. Diese Sammlung erschien später im Selbstverlag als „Singschwan über Usedom“. Wir hatten nur 500 Exemplare und diese waren bald vergriffen. Der Singschwan von Usedom wurde von dem Zinnowitzer Zeitungsverleger Jansen gedruckt und dass es diesem Mann wirtschaftlich nicht gut ging, versuchte mein Mann ihm zu helfen, indem er in seiner kleinen Zeitung „Der Zinnowitzer Anzeiger“ alle seine kleinen Gedichte vorerst drucken ließ. Natürlich ohne jede Bezahlung und da mein Mann in Zinnowitz sehr bekannt war, bekam die kleine Druckerei viele Abonnenten dieser Zeitung. Damals kam auch die Zeit, wo die Nationalsozialisten die Ahnenforschung betrieben und wo jeder Deutsche seine Ahnen nachweisen musste. Mein Mann fand diese Herumschnüffelei als widerlich, denn in wie

vielen braven Menschen kommt mal im Stammhau ein Mensch vor der



*Hugo Scheele im
Arbeitszimmer
der Villa Baltica*

Hugo Scheele: General Schukow



*1940 - Hugo und Rosel Scheele
1936 Mappe Linolschnitte*

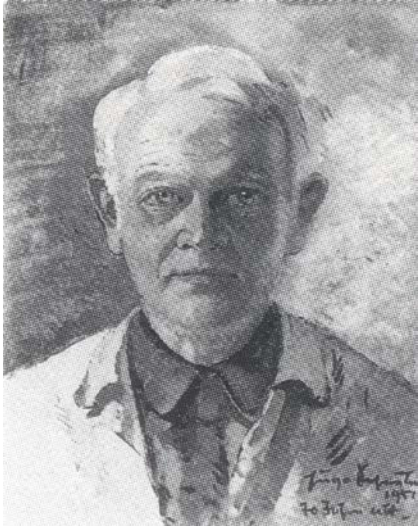


Haben Arbeiten für die Regierung
 in Schwerin bedarf an neuen Materialen,
 welches teils in Wolgast, teils in Lüssow
 eingekauft werden muss. -
 Zu diesem Zwecke bitte ich meiner
 Frau Rosel Schöle und der ihr beim
 Transport beistehenden Frau Marie
 Kreisler aus Rinnowitz die Genehmigung
 zum einmaligen Abgang über die
 Pore (und zurück) erteilen zu wollen.

Der Vorschaff gemäß geben beide
 Frauen die erforderliche Versicherung
 Caution - und Leckenfrei zu sein.

Zempin, den 19/12 1926 -
 Hugo Schöle
 a. d. M. a. l. e. r.

Handwritten notes in Cyrillic:
 1. 10 кг сырья
 2. 10 кг сырья
 3. 10 кг сырья
 4. 10 кг сырья
 5. 10 кг сырья
 6. 10 кг сырья
 7. 10 кг сырья
 8. 10 кг сырья
 9. 10 кг сырья
 10. 10 кг сырья
 11. 10 кг сырья
 12. 10 кг сырья
 13. 10 кг сырья
 14. 10 кг сырья
 15. 10 кг сырья
 16. 10 кг сырья
 17. 10 кг сырья
 18. 10 кг сырья
 19. 10 кг сырья
 20. 10 кг сырья
 21. 10 кг сырья
 22. 10 кг сырья
 23. 10 кг сырья
 24. 10 кг сырья
 25. 10 кг сырья
 26. 10 кг сырья
 27. 10 кг сырья
 28. 10 кг сырья
 29. 10 кг сырья
 30. 10 кг сырья
 31. 10 кг сырья
 32. 10 кг сырья
 33. 10 кг сырья
 34. 10 кг сырья
 35. 10 кг сырья
 36. 10 кг сырья
 37. 10 кг сырья
 38. 10 кг сырья
 39. 10 кг сырья
 40. 10 кг сырья
 41. 10 кг сырья
 42. 10 кг сырья
 43. 10 кг сырья
 44. 10 кг сырья
 45. 10 кг сырья
 46. 10 кг сырья
 47. 10 кг сырья
 48. 10 кг сырья
 49. 10 кг сырья
 50. 10 кг сырья
 51. 10 кг сырья
 52. 10 кг сырья
 53. 10 кг сырья
 54. 10 кг сырья
 55. 10 кг сырья
 56. 10 кг сырья
 57. 10 кг сырья
 58. 10 кг сырья
 59. 10 кг сырья
 60. 10 кг сырья
 61. 10 кг сырья
 62. 10 кг сырья
 63. 10 кг сырья
 64. 10 кг сырья
 65. 10 кг сырья
 66. 10 кг сырья
 67. 10 кг сырья
 68. 10 кг сырья
 69. 10 кг сырья
 70. 10 кг сырья
 71. 10 кг сырья
 72. 10 кг сырья
 73. 10 кг сырья
 74. 10 кг сырья
 75. 10 кг сырья
 76. 10 кг сырья
 77. 10 кг сырья
 78. 10 кг сырья
 79. 10 кг сырья
 80. 10 кг сырья
 81. 10 кг сырья
 82. 10 кг сырья
 83. 10 кг сырья
 84. 10 кг сырья
 85. 10 кг сырья
 86. 10 кг сырья
 87. 10 кг сырья
 88. 10 кг сырья
 89. 10 кг сырья
 90. 10 кг сырья
 91. 10 кг сырья
 92. 10 кг сырья
 93. 10 кг сырья
 94. 10 кг сырья
 95. 10 кг сырья
 96. 10 кг сырья
 97. 10 кг сырья
 98. 10 кг сырья
 99. 10 кг сырья
 100. 10 кг сырья



nicht immer auf geraden Wegen gegangen war und so schrieb er ein Gedicht „Der Ahnenforscher“. Der arme, kleine Druckereibesitzer bekam ein Strafmandat und mein Mann schrieb sofort an die Zeitung: „Das schwarze Chor“: „Wie kann der arme Tom es nur ertragen, dass ihr ihm seinen Ruhm erschlagen und warum fand nicht milde Richter des Ahnenforschers großer Dichter? Weil Euren Ahnen, schwarzes Chor; vielleicht schon fehlte der Humor! Denn was nicht in den Ahnen sitzt, auch nicht*unleserlich*... . Darauf erschien in der Zeitung Das schwarzes Chor der Artikel: Wir sind ja gar nicht so. Aber der Zeitungsverleger Jenssen bekam eine Strafe von hundert Mark und durfte keine Gedichte mehr von meinem Mann bringen. Wie wir später hörten, waren alle diese kleinen Sachen „zu Deutsch“. Dann fing mein Mann an, Linolschnitte zu schneiden und gab auch da eine Mappe heraus, die sehr bald ausverkauft war. Jedenfalls versuchte sich mein Mann auf allen Gebieten, um nicht nur bekannt zu werden, sondern auch um zu verdienen. Noch einmal zurück zu unserem angeblichen Landleben. Da wir uns Hühner und eine Ziege angeschafft hatten, wollte mein Mann auch gern Truthühner halten und er kaufte einen Hahn und zwei Hennen. Diese Tiere hatten es sich zum Prinzip gemacht nur unter den Fenstern des Esszimmers und des Ateliers am Hause entlang zu laufen und ihr Geschrei ertönen zu lassen. Da ich bald merkte, wie mein Mann immer sehr nervös wurde, wenn er auf diese Weise bei seinen Arbeiten gestört wurde, vertrieb ich die Tiere in den nahen Wald. Aber ich hätte Tag und Nacht laufen müssen, um die Tiere zu vertreiben. Mit den Hühnern gelang es mir, aber die Truthühner dachten nicht daran, im nahen Wald auf Futtersuche zu gehen. Eines Tages saßen wir nach dem Mittagessen noch etwas am Esstisch. Die Tiere spazierten auf und ab und ließen ihr monotones Geschrei ertönen, als mein Mann blitzschnell seinen Gewehrschrank öffnete, ein Gewehr nahm und kurzerhand die Tiere, alle drei, erschoss. Er kam ins Zimmer zurück und sagte nur: „Gott sei Dank, jetzt bin ich die Biester los.“ Als er mit einem Hühnerfarmer Trzaska aus Zinnowitz Freundschaft schloss, wurden auch die Hühner abgeschafft und die Ziege war ja gleich in den ersten Wochen unseres Dortseins wieder abgeschafft worden.

Er widmete sich dann nach einer langen Arbeitspause nur seinem Garten und bestellte sich die herrlichsten Sträucher, die dann später von hunderten von Badegästen fotografiert wurden. Zuerst war der Weg vor dem Haus, der auch, wie hinter dem Haus 50 Meter lang war, rechts und links mit großen

Sauerkirschbäumen bepflanzt und in der noch schweren Zeit, pflückte mein Mann die ganzen Kirschen, es gab immer eine sehr reiche Ernte, und verkaufte sie. Da aber sich die Stare sehr stark vermehrten und wir immer auf den Beinen sein mussten, damit wir nur etwas ernten konnten, schlug mein Mann langsam alle Bäume und pflanzte herrlich duftende Sträucher und Stauden, sodass unser Garten immer einem Blumenmeer glich. Der hintere Teil des Gartens bestand aus einem großen Hof, der mit einem großen Zaun zum Obst- und Gemüsegarten abgegrenzt war und so konnte sich dort mein Mann auch in jeder freien Minute betätigen. Das Haus lag ja eigentlich auf einem regelrechten Sandhaufen, aber mein Mann hatte daraus einen sehr einträglichen Gemüse- und Obstgarten gemacht. Die dortigen Fischer sagten zwar anfangs, dieser verrückte Maler bildet sich ein, dass hier etwas wachse, aber sie sollten bald ihre Meinung ändern und Jahre später haben es viele Fischer meinem Mann nachgemacht. Vor allem wunderten sie sich über den prächtigen Spargel und die Blumenkohlköpfe. Wir hatten Stachelbeeren, Himbeeren und Brombeeren in großen Mengen und konnten unseren dortigen Freunden immer mit den gärtnerischen Erzeugnissen große Freude machen. Als die Kirschenenernte immer noch so groß war, mein Mann aber keine Zeit zum Pflücken mehr verwenden wollte, kam ein guter Bekannter, Herr von Treskow, mit mehreren adligen Damen in der Erntezeit zum Pflücken und sie durften so viel pflücken, wie sie wollten, denn mein Mann tat es leid, wenn die Früchte nicht verwendet werden konnten. Ich allein habe jedes Jahr über einen Zentner Kirschen entsteint und eingeweckt. Wir ließen jedenfalls nichts unversucht, um wieder das alte Leben fortsetzen zu können und das ist uns gelungen. Die Ausstellung im Hause wurde vor allem in den Sommermonaten gut besucht und da es vielen Besuchern nicht angenehm war, die Ausstellung kostenlos zu besuchen, schlugen sie uns vor, den Antrag zu stellen, dass wir ein Eintrittsgeld von 50 Pfg. erheben sollten. Das haben wir dann auch beim Kultusministerium beantragt und es wurde sofort bewilligt. Nun muss ich noch einmal auf die Zeit gleich nach der Inflation zurückkommen. Wir hatten durch die Inflation alles verloren, hatten unsere Bibliothek, alles Silber und Gold abgegeben, hatten 254tausend Mark an Kriegsoffer an den Staat bezahlt, da kam noch eine Steueraufforderung von 4,-, die noch nicht bezahlt worden seien. Der Staat hatte uns eine monatliche Armenunterstützung von 32,- ausgesetzt, die als Zwangshypothek auf unserem kleinen schuldenfreien Haus eingetragen worden war. Diese Steuer von 4,- verweigerte mein Mann an den Staat noch nachträglich zu bezahlen. Es kamen drei Aufforderungen, diese Zahlung zu leisten und alle

Aufforderungen wanderten in den Papierkorb. Da kam eines Tages der Gerichtsvollzieher, um die 4,- zu holen oder eine Pfändung vorzunehmen. Da mein Mann auf diese Bedrohung mit einer Pfändung vorbereitet war, hatte er eine Postkarte zu Recht gelegt. Der Vollziehungsbeamte kam und da mein Mann die Zahlung verweigerte, nahm der Beamte die Pfändung vor, indem er unseren Rauchtisch pfändete. Kaum klebte der Adler unter dem Rauchtisch, riss mein Mann die Adlermarke ab und klebte sie auf die bereit gelegte Postkarte. Diese Postkarte schrieb mein Mann an das Finanzamt Swinemünde mit der Bemerkung: „Zur besseren Verwendung. Hugo Scheele.“ Diese Karte ließen wir durch das ganze Dorf kursieren, damit sie jeder Mensch lesen konnte und erst dann wurde sie befördert. Als der Vollziehungsbeamte seine Pflicht getan hatte, verlangte mein Mann von ihm, dass er sich sofort zu entfernen habe. Da er der Aufforderung nicht sofort nachkam, stellte sich mein Mann vor ihm und sagte: „Sind Sie noch nicht draußen?“ Und als der Beamte ganz verduzt dastand, packte ich ihn an den Armen und schob ihn zur Tür hinaus. Als er auf der Veranda stand und die Stufen zum Garten bereits hinunter gegangen war, hatte er seine Mappe vergessen und er verlangte diese von mir. Ich ging zurück ins Esszimmer, nahm die Mappe und warf sie ihm auf die Veranda vor die Füße. Einige Zeit später kam ein Strafantrag wegen Beamtenbeleidigung und mein Mann sollte sich vor dem Amtsgericht in Wolgast verantworten. Der Strafantrag wanderte in den Papierkorb. Etwas später hatte man einen neuen Termin angesetzt und auch dieses Schreiben wurde nicht beachtet. Daraufhin kam abermals ein Schreiben mit der Angabe eines neuen Termins und zwar hatte man darin mitgeteilt, wenn mein Mann auch diesem Befehl nicht nachkäme, würde er polizeilich vorgeführt. Mein Mann beachtete aber auch dieses Schreiben nicht und kurze Zeit darauf sah ich, wie ein Feldjäger sein Pferd unten am Gartentor befestigte und zu uns in's Haus kam. Nun musste ich bemerken, dass das damals noch keine Brücke (*Brücke 1934 eröffnet*) zwischen der Insel und dem Festland bestand, sondern man musste mittels Fähre auf das Festland kommen und zwar gegen eine Bezahlung von 10 Pfennig. Der Feldjäger kam also und forderte meinen Mann auf, mit ihm zu kommen. Mein Mann fragte den Feldjäger, ob er mit ihm den 12 km langen Weg zu Fuß machen wollte, worauf ihm der Beamte sagte, dass er mit der Bahn bis Wolgaster Fähre zu fahren hätte. Die Fahrt kostete damals wohl ca. 70 Pfennig und mein Mann fragte ihnen, wer die Fahrt bezahlen sollte, worauf er die Antwort bekam, natürlich Sie. Da sagte ihm mein Mann, dass er keine 70 Pfennig bei seinem monatlichen Einkommen von 32,- übrig habe. Da sagte

der Beamte, er sollte sich das Geld in Wolgast wieder geben lassen. Mein Mann brach in ein schallendes Gelächter aus und sagte ihm, dass er wohl von einem Spitzbuben kein Geld verlangen könne, denn die Menschen, die den „Staat“ bilden und die Gesetze zu ihren Gunsten machten, hätten wohl für seine Forderung keinen Sinn, aber sie wären fähig gewesen, aus einem Millionär einen Bettler zu machen. Wenn er also die 70 Pfennig ihm nicht geben würde, dann würde er sein Haus nicht verlassen. Daraufhin gab ihm der Beamte die 70 Pfennig. Und nun sagte mein Mann, jetzt fehlen noch 10 Pfennig für die Fähre. Auch diese 10 Pfennig legte der Beamte auf den Tisch. So sagte mein Mann und wie sieht es nun mit der Rückfahrt aus? Der Beamte meinte nun wieder, das sollte er sich doch in Wolgast geben lassen. Aber darauf ließ sich mein Mann nicht ein und der Beamte legte ihm auch diese 70 und die 10 Pfennig für die Rückfahrt auf den Tisch. Daraufhin ging mein Mann zum Bahnhof und fuhr nach Wolgast und ging dort zum Amtsgericht, wo der Termin angesetzt war. Als dort mein Mann die ausgehangenen Termine studierte, stellte er fest, dass er ungefähr zuletzt an die Reihe kam. Mein Mann sagte daraufhin dem Gerichtsdienner, er möchte die Herren im Gerichtssaal vielmals grüßen, aber seine Zeit wäre genau so kostbar wie die ihre und er würde nach Hause fahren. Da kein Zug ging, kam mein Mann zu Fuß zurück und berichtete mir die ganze Angelegenheit. Etwas später, es waren wohl inzwischen vier Wochen vergangen, kam abermals die Aufforderung, dass mein Mann an dem nun festgesetzten Termin zu erscheinen hätte. Da es mein Mann leid war, diese ganze Zeremonie noch weiter zu machen, fuhr er hin und die Gerichtsverhandlung fand sofort statt. Die ganze Angelegenheit hatte sich auf der Insel Usedom herumgesprochen, so dass mein Mann und auch ich erstaunt waren, dass die Tribüne bis auf den letzten Platz besetzt war. Man machte die Sache sehr kurz und verurteilte meinen Mann zu 40,- Geldstrafe wegen Beamtenbeleidigung. Wir fuhren nach Hause und ich schrieb sofort an das Amtsgericht, dass ich als Zeugin auftreten wollte, denn mein Mann hatte den Beamten nicht beleidigt, sondern ich, denn ich hatte ihn aus dem Hause gebracht und auch ich hatte ihm seine Mappe nachgeworfen. Daraufhin wurde in Greifswald ein neuer Termin in der Berufungsinstanz angesetzt. Wir machten das auf der Insel publik und fuhren an dem festgesetzten Tag nach Greifswald. Die Tribüne war wieder bis auf den letzten Platz gefüllt, es waren auch diesmal viele Bauern darunter, die diesen Termin wahrnehmen wollten, denn mein Mann war damals eine bekannte Persönlichkeit. Der Termin fing also an und mein Mann stand in der Anklagebank. Ich sehe ihn noch heute vor mir mit seinen

schneeweißen Haaren, wie er sagte, „Meine Herren, die hier vor mir zu Gericht sitzen und sich Staat nennen, haben nicht das Recht über einen ehrenhaften Bürger zu urteilen, nachdem man ihn vollkommen ausgeplündert hat. Der Staat, d.h. was sich Staat nenne, ist der größte, gemeinste Betrüger, Erpresser und Räuber, den die Menschheit je erlebt hat. Er ist mit den Raubrittern auf eine Stufe zu stellen.“ Das Publikum klatschte wiederholt laut Beifall und man wollte den Saal mehrmals räumen. Der Staatsanwalt sprang auf und wollte meinem Mann das Wort verbieten aber da sagte mein Mann wörtlich: „Mein sehr verehrter Herr Staatsanwalt, Ihre mimosenhafte Empfindlichkeit entspringt lediglich des Ausdrucks Ihres schlechten Gewissens“, und dann sagte mein Mann, ohne sich unterbrechen zu lassen, alles was sich bei ihm angestaut hatte. Nach seiner Rede blieb es bei der Strafe von 40,-. Meine Zeugenaussage wurde lediglich zu Protokoll genommen und mir geschah nichts. Als Spuk, anders kann man solche Infamie nicht bezeichnen, als ich zur Kasse ging, um mir meine Zeugengebühren zu holen, wurde mir erklärt, dass mein Mann bestraft worden sei und dass er die Kosten zu tragen habe. Ich zeigte meine Vorladung und bat erneut um meine Zeugengebühren. Als mir verweigert wurde, drohte ich, solange in Greifswald in einem Hotel zu bleiben, bis mir Recht geschehen sei. Daraufhin händigte man mir 10,- aus und verlangte von mir, dass ich bis Zinnowitz fahren könnte und dann den Weg nach Zempin in der Nacht machen könnte. Das lehnte ich ab mit der Begründung, dass man mir nicht zumuten könnte, nachts durch den Wald zu gehen Daraufhin bekam ich weitere 10,-, so dass ich mit dem Zug über Swinemünde bis Zempin fahren konnte. Es vergingen dann ein paar Wochen, als der Gerichtsvollzieher kam, um die 40,- Strafe abzuholen. Mein Mann hatte gerade einen schweren Gallenanfall, aber er stand auf, zog sich einen Mantel an, stellte sich vor den Beamten, er hatte seine Hände in die Manteltaschen gesteckt und sagte nur: „Sind sie noch nicht draußen?“. Als er nicht sofort ging, nahm ich ihn abermals an beiden Armen und schob ihn die Verandastufen hinunter. Dann haben wir beide nie wieder etwas gehört.

Nun wieder zurück zur Ausstellung. Diese wurde weiterhin gut besucht und die Wismut in Zinnowitz (*Ferienbetrieb der Wismut gegründet 1953*) hatte mit meinem Mann einen Eintrittspreis von 20 Pfennig vereinbart, damit er den Kumpels bei Besuch der Ausstellung immer einen kleinen Vortrag über Kunst halten sollte. So kamen die Kumpels unter Führung des Zinnowitzer Bürgermeisters oft bis zu 400 Personen an einem Tag. Da aber nur ca. 100

Personen in den oberen 4 Räumen Platz hatte, musste mein Mann 4 x seinen Vortrag halten. Und das tat er gern. Er kam dadurch auch des Öfteren ins Gespräch mit diesen einfachen Leuten, die fast alle meinem Mann viel Sympathie entgegen brachten und ihn bei ihrem Aufenthalt mehrmals besuchten. Als aber der Flüchtlingsstrom immer mehr einsetzte, wollte man meinem Mann die oberen Räume zu einer Wohnung wegnehmen. Mein Mann schrieb dieser halb an das Kultusministerium und es kamen aus Berlin zwei Herren angereist, die die Ausstellung besuchten. Bei ihrem Weggang legten sie ihre Visitenkarten auf unseren Tisch mit den Worten: „Die Ausstellung bleibt und sollten Sie noch einmal belästigt werden, dann rufen Sie uns an, wir sind sofort hier, diese Ausstellung muss bleiben.“

Nun komme ich auf die Zeit nach dem Zusammenbruch am 8. Mai, als in Zempin der Krieg zu Ende war. Die Einwohner von der Waldstraße, wo wir wohnten, hatten sich am Schluss alle in einem Militärbunker am Strande versteckt. Als das Schießen aufgehört hatte, kamen wir langsam aus dem Bunker, um in unsere Häuser zu gehen. Da kamen uns die Russen entgegen. Mein Mann schenkte dem ersten Russen seine Uhr und bat ihn, mit uns zu kommen und falls sich von ihm Kameraden in unserem Hause befanden, sollte er diese herausholen. Als wir ankamen, sahen wir, dass unser Haus einen Volltreffer gehabt hatte. Die eine Hälfte des Daches lag neben der Veranda und wir hatten im ganzen Haus keine Fenster mehr. Das Haus war voller Russen, aber der eine Russe sorgte dafür, dass sie alle gingen. Da rings um unser Haus nur Russen lagerten, kamen wir nicht aus den Kleidern. Wir hatten täglich ca. 100 Russen im Haus, die natürlich plündern wollten. Da mein Mann Porträtmaler gewesen war, hatte er kurz vor dem Einmarsch der Russen, Zeichnungen in Lebensgröße von Stalin, Marx, Rosa Luxemburg und vor allem von Karl Liebknecht gemacht und damit die Wände geschmückt. Karl Liebknecht gelang ihm besonders gut, da dieser von meinem Schwiegervater als Assessor ausgebildet worden war und er mit ihm des Öfteren als Pennäler ein Glas Bier getrunken hatte. Dabei hatte ihm Liebknecht erzählt, dass er so verfolgt würde, weil er den armen Menschen helfen wollte. Mein Mann wurde deshalb bei seinem Vater vorstellig und dieser sagte ihm: „Mein Sohn, er will nicht den armen Leuten helfen, sondern diese sollten ihm helfen, auf den Thron zu kommen.“ Es war wohl der 10. oder 11. Mai 45, als mein Mann von der russischen Kommandantur aufgefordert wurde, sofort nach Peenemünde zu kommen, um die dortigen russischen Offiziere zu zeichnen und zu malen. Komme er dieser

Aufforderung nicht nach, so würde er unter militärischer Bewachung abgeholt. Es blieb also meinem Mann nichts anderes übrig, dieser unverschämten Aufforderung nachzukommen. Doch mein Mann forderte von der Kommandantur, dass für meinen persönlichen Schutz am Hause ein Posten aufgestellt werden müsste, damit ich nicht von Russen angegriffen werden könnte. Seinem Wunsch wurde aber insofern entsprochen, dass unser ganzes Grundstück mit Wachen besetzt wurde, sodass ich nicht aus dem Haus gehen konnte und mich auch niemand besuchen konnte. Ich ging deshalb vielfach am Tage, um mit vorübergehenden Fischern sprechen zu können und meine evtl. Wünsche nach wichtigen Nahrungsmitteln den Betreffenden mitzuteilen, die mir auch sofort besorgt wurden. Die Aufforderung zu diesem Arbeitsdienst von meinem Mann befindet sich in den Händen des Herrn Wilhelm Bormann in Bad Harzburg, Königstrasse 32 a. Mein Mann erzählte mir abends, wenn er mit dem grünen Kremser, mit dem er auch morgens abgeholt wurde, abends nach Hause gebracht wurde, wie schwer ihm diese Arbeit fiel, denn die Herren, so auch Molotow und Schukow setzten sich nicht eine Minute still hin, sondern sie räkelten sich Zigaretten rauchend in alten Sesseln herum und doch gelang es meinem Mann, sie gut zu konterfeien. Dann kamen aber auch Soldaten, um von meinem Mann in große Muscheln, die sie in einem Geschenkladen entdeckt hatten, Porträts von ihren Frauen und Geliebten malen zu lassen. Sie hatten wohl ein altes Foto, das sie mitbrachten, aber die Muscheln boten doch keine flache Fläche. Aber auch das bekam mein Mann fertig und sie bezahlten ihm pro Stück mit hundert Mark und brachten auch dafür noch Lebensmittel mit. Als die russische Armee damals aus Peenemünde abzog, denn das zerstörte Peenemünder Werk wurde wieder aufgebaut (*nur Nutzung des Kraftwerkes und des Flugplatzes*), sahen wir sie auf der Landstraße entlang ziehen. Alle Wagen waren mit Porträts von Stalin, den mein Mann ja 36 x gemalt und gezeichnet hatte geschmückt und so kamen noch viele in unser Haus, um sich zu verabschieden. Ein Wagen kam, voll mit duftig riechendem Brot auch bei uns vorbei und mein Mann bat sie, ihm ein Brot zu schenken. Sofort waren sie dabei, uns mehrere Brote zuzuwerfen, die mein Mann wie einen Ball auffing und da war die Freude so groß, dass wir für längere Zeit köstliches Brot zu essen hatten. In ganz Zempin war sozusagen vor Plünderung kein Haus verschont worden, aber uns hat man nicht eine Stecknadel genommen, denn mein Mann verstand es, mit diesen Menschen umzugehen. Die meisten waren ja wie die Kinder.

(Während des Krieges): Unserem Haus im Wald gegenüber war auch die Baracke mit gefangenen Russen, die abends wundervolle russische Lieder sangen und wenn wir auf der Veranda saßen, konnten wir immer ihre sehr guten Stimmen hören. Unser Militär war auch im Walde in guten Wohnbaracken untergebracht. Die Offiziere hatten sogar sehr gute Villen mit entzückenden Gartenanlagen zum Wohnen bekommen. Der Wald war deshalb für uns vollkommen abgesperrt. Jeder von uns hatte einen Sonderausweis und nur mit diesem konnte man die Insel hinter Koserow (*heute Museum ONH*), also von Zempin ab betreten. Der Ort Peenemünde war besonders abgesperrt und nur für bestimmtes Militär zu erreichen. Unsere Ausstellung wurde daher auch von vielen Ingenieuren besucht, aber auch Ärzte und hohe Militärbeamte kamen in die Ausstellung. So kamen auch einmal mehrere Herren aus Peenemünde, um die Ausstellung zu besichtigen. Ein Herr, später erfuhren wir, dass es Herr Wernher von Braun war, interessierte sich auch für das Zeichenbuch meines Mannes und mein Mann ließ ihn darin blättern, In dem Zeichenbuch war auch eine Zeichnung von der sogenannten geheimen Waffe. Saßen wir im Esszimmer und diese Waffe wurde abgeschossen, so hörte sich das an, als wenn im Garten, direkt vor unserem Hause der Dampf einer großen Lokomotive abgelassen wurde. Wir sprangen sofort ins Freie und konnten immer beobachten, wie sich ein feuriger Ball, so groß wie der Vollmond immer höher schraubte, bis er die Größe eines Tischtennisballes hatte, dann machte er plötzlich Halt, in dem Moment blitzte es auf und der kleine Ball verschwand in der Richtung nach Danzig zu und das hat mein Mann mit einer Zeichnung festgehalten. Als der Herr diese Zeichnung sah, war er sehr erschrocken und machte meinem Mann klar, dass er diese Zeichnung sofort vernichten sollte. Mein Mann hat sich noch etwas länger mit ihm unterhalten und nach seinem Weggang vernichtete er auch die betreffende Zeichnung. Eines Tages waren ca. 10 Ingenieure bei uns im Esszimmer und wir unterhielten uns über den Ausgang des Krieges und sprachen auch über die Geheimwaffe. Da sagte uns ein sehr gut befreundeter Ing. Herr Gert Wischhöfer, nur noch ein Klimmzug und die Waffe ist fertig. Am anderen Tag war Herr Wischhöfer nach Augsburg versetzt worden. So kam auch eines Tages ein Offizier zu uns. Man wollte für die Einwohner Bunker bauen. Mein Mann erklärte diesem Offizier, dass er für uns beide selbst einen Bunker bauen wollte, denn wir brauchten ja nur einen kleinen Unterschlupf für 2 Personen. Dieser kleine Bunker wurde auch unten am Walde gebaut. Bald darauf kam der große Angriff auf Peenemünde (*August 1943*). Der Luftdruck – Peenemünde liegt ca. 12 km von unserem

Hause entfernt, war so stark, dass wir nicht ein einziges Wort zusammen sprechen konnten. Wir hielten in unserem kleinen Bunker aus, der gut Stand gehalten hatte. Als wir diesen verließen, sahen wir eine viele Kilometerschlange von Autos, die hauptsächlich aus Berlin kamen, um zu helfen und zu sehen. Kein Mensch bekam die Erlaubnis, sich die Stätte des Todes anzusehen, aber meinem Mann hatte man doch die Erlaubnis gegeben, sich die Arbeit des Feindes anzusehen. Das gesamte Militär wurde nun evakuiert nach Bad Bederkesa in Niedersachsen.

Als es später zum Schluss des Krieges kam, hatte die Bevölkerung von Zempin den hohen Drahtzaun zum Walde aufgeschnitten und wir suchten Schutz in alten Militärbunkern. Wir waren ca. 30 Menschen in einem Bunker. Mein Mann hatte sich eine Flasche Weinbrand mitgenommen, um das Einschlagen der Geschosse besser vertragen zu können. In dem Bunker verharrten wir 2 volle Tage. Da kam bei allen der Durst und da wir ja nicht weit wohnten, wagte ich mich mit meiner Nachbarin aus dem Bunker zu gehen und so schnell wie möglich zu Hause Cafe zu kochen und für alle davon mitzubringen. Jede von uns hatte ihre große Kanne Cafe und als wir durch den Garten in den Wald zum Bunker zurücklaufen wollten, wurde auf uns beide von Oben das Feuer eröffnet und wir mussten uns hinter Büschen verstecken. Aber alles ging gut und alle konnten ihren Durst stillen. Hunger hatte keiner von uns. Am dritten Tag hörte das Schießen auf und es trat eine Totenstille ein. Geh. Rat Dr. Hausmann steckte an seinen Spazierstock ein weißes Taschentuch und wir wagten uns aus dem Bunker, um wieder in unsere Häuser zu gehen. Gleich, als wir heraustraten, kamen uns mehrere Russen entgegen. Sie sahen furchtbar verschmutzt aus, aber da bei uns auch Kinder waren, gingen sie zuerst auf die Mütter der Kinder zu und beschenkten die Kinder mit allerlei Kleinkram, den sie wohl erbeutet hatten.

Nun kamen einige schreckliche Tage für uns. Da unser ganzes Grundstück mit ziemlich hohen Fichten bepflanzt war, lagerten sie an der einen Seite des Hauses und da kein heiles Fenster mehr am Haus war, wagten wir uns nicht ohne Kleider ins Bett zu legen, denn wir konnten sie ununterbrochen reden hören. Es kamen nun fortwährend Trupps von Russen, um nach Frauen zu suchen. Ich selbst war schon sehr ergraut und so kümmerte sich kein Russe um mich und sobald sie nach Frauen suchten, schickte sie mein Mann nach oben, wo es eigentlich kein Oben mehr gab, denn ein Volltreffer hatte das ganze Dach abgedeckt. Nun setzte aber der Mairegen ein und so kam der

Regen eimerweise in unser Esszimmer und wir hatten nicht genügend Behälter, um das Wasser aufzufangen.

Da kam „Hilfe“ in der Not. Mein Mann wurde aufgefordert, sich sofort nach Peenemünde zu begeben, um die dortige „Prominenz“ zu konterfeien. Da ging ich sofort zum Bürgermeister, übergab ihm das Schriftstück und verlangte, dass unser Dach wieder hergestellt wurde, denn ich könnte nicht bei Regen allein im Hause bleiben. Sofort wurden 10 Männer aufgefordert, unser Dach in Ordnung zu bringen, was auch geschah, denn die Bestrafung von den Russen, wenn der Auftrag nicht sofort ausgeführt wurde, war zu groß. So verlangte auch mein Mann, dass für meine Bewachung gesorgt würde, was ebenfalls geschah. Als nun nach einiger Zeit die Ruhe in Zempin eingezogen war, konnte mein Mann auch wieder arbeiten. Der Wald und der Strand waren wieder frei und so konnten wieder Badegäste kommen. Als dann die „Wismut“ anfang, ihre Kumpel an die Ostsee zur Erholung zu schicken, kamen mit ihnen auch viel Ingenieure und Ärzte, die gemeinsam untergebracht und gepflegt wurden. Aber nach zwei oder drei Jahren blieben die Ing. und auch die Ärzte weg und auf unsere Befragung mussten wir hören, dass zwischen ihnen und den Kumpels keinerlei Unterschied gemacht wurde. Als wir mit einem Arzt ins Gespräch kamen, hörten wir, dass sie es leid wären, an Tischen zu sitzen und zu essen, während man sogar Kleinkinder unter den Tischen spielen ließen, wo sie sogar ihre Geschäfte verrichteten. Die Kumpels fanden das wohl natürlich, aber die etwas gehobenere Schicht lehnte das doch ab und so kamen schließlich nur noch die einfachen Leute. Man hatte damals alle Hotels und größeren Häuser und Pensionen beschlagnahmt und um das gesetzlos tun zu können, genügte es wenn ein Besitzer dieser Häuser 2 – 3 Pfund Zucker im Hause hatte. Als die Wismut von der Ausstellung meines Mannes gehört hatte, bat sie meinen Mann, doch den Kumpels einen kleinen Kunstvortrag zu halten, was mein Mann sehr gern getan hat. Um das nicht ganz umsonst zu verlangen, bezahlte die Wismut für jeden Besucher, sofern er in geschlossenen Trupps die Ausstellung durch die Führung des Bürgermeisters von Zinnowitz, Herrn Krabbenhöft mit ging, pro Person 20 Pf. zu bezahlen.

An manchen Tagen kamen 4 – 600 Personen von der Wismut in die Ausstellung. Da aber höchstens 200 Personen in den 4 Räumen und auf der großen Diele Platz hatten, musste mein Mann den Vortrag über Kunst 3-mal halten. Um diese Kumpels etwas in die Kunst einzuführen, malte mein Mann sehr viele kleine Aquarelle, die er gerahmt für 20,- verkaufte und davon konnte er nicht genug herstellen.

Hinzu kam, dass er nur Originalaquarelle malte, also keine Arbeit 2 x und es kam dann sehr oft vor, wenn die Kumpels nach 1 oder 2 Jahren mit ihrem Urlaub wieder an der Reihe waren und nach Zempin kamen, sie sich größere Arbeiten mitnahmen, denn in ihrer Heimatstadt wurden sie des Öfteren gefragt, wo sie die Arbeiten erworben hätten und sie kamen dann und erzählten uns voll stolz, dass viele Kollegen ganz neidisch wären, dass sie sich nicht auch eine Arbeit mitgenommen hätten.

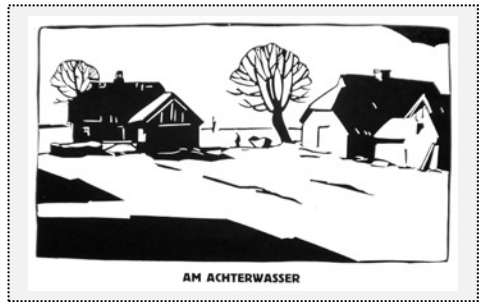
Während der „Hitler“- Zeit, wo mein Mann viel in Stettin im Museum ausstellte, bekam er auch seine ausgestellten Arbeiten nie zurück. Sie wurden meistens angekauft von den Provinzialversicherungen, von verschiedenen Städten zum Ausschmücken ihrer Diensträume usw. und so kamen große und größere Arbeiten nach Stettin, Stargard, Neustettin, Stralsund usw. Die Reiterkaserne in Demmin und die Saarkaserne in Greifswald schmückte er aus mit großen Wandgemälden, die in die Wände eingelassen wurden, denn mein Mann lehnte es wegen der feuchten Luft ab, die Arbeiten



direkt auf die Wände zu malen. Im Jahre 1935 und 36 fing mein Mann an, den Singschwan über Usedom zu schreiben und zwar alles, was da Oben wächst und lebt in Form von kleinen Gedichten.

Außerdem arbeitete er damals viel mit Linoleum und so kam seine Mappe mit Linolschnitten heraus, die aber in kurzer Zeit vergriffen war. Dann kam wohl die Zeit, wo die Insel für Kurgäste beinahe abgeschnitten wurde, denn ab Koserow gab es für die Bevölkerung Sonderausweise und so wurde es ab Koserow recht still und mein Mann hatte Muse für die spätere Zeit zu arbeiten. Er stellte dann hauptsächlich in Rostock und Schwerin aus. Da er aber kein Nationalsozialist war und man „Oben“ wusste, wie er dachte, bekam er meist recht schlechte Plätze und es kam sogar vor, dass man seine eingesandte Kiste gar nicht öffnete.

Und so erging es ihm auch unter den Sozialdemokraten. Da wurde eines Tages an alle Bewohner von Zempin ein Rundschreiben gerichtet, auf dem wir zu erklären hatten, dass wir alle gegen die Errichtung der Atombombe seien. Das ganze Dorf hatte unterschrieben, nur der Maler Hugo Scheele und seine Frau



nicht. Wohl 10 x sprach man bei uns vor und bat uns, doch das Schreiben zu unterschreiben, was wir wieder und wieder ablehnten. Aus Empörung wurde an offener Landstraße ein Transparent in Größe 20 x 30 Meter errichtet, so dass es Jeder lesen konnte, dass im Ort zwei Kriegshetzer seien und jeder, der es nicht wusste, musste von mir hören, dass wir die Bösewichter seien. Wir erklärten auch den einfachen Leuten, warum wir es nicht taten und alle hatten Verständnis, aber sie hatten Angst vor der Rache der Funktionäre. Aber eines Tages hatte sich mein Mann doch vor der Regierung zu verantworten und schrieb, er wäre bereit zu unterschreiben, wenn die Regierung bereit sei, die Kumpels nicht mehr in die Bergwerke zu schicken, um Uran zu schürfen, denn den Bergleuten würden durch die Bestrahlung nicht nur die Lungen zerrissen, sondern die Atombomben, die hauptsächlich aus Uran hergestellt würden, vernichteten die gesamte Menschheit. Es müssten also alle Waffen, die für einen Krieg verwendbar wären, vernichtet werden. Kurze Zeit nach Absendung des Briefes verschwand das Transparent und wir hörten nichts mehr davon. Kurz bevor mein Mann im Jahre 1960 zur Operation nach Greifswald fuhr, bekamen wir Besuch von zwei Herren. Sie klopfen an die Haustür, ich öffnete und ohne einen Gruß, sagte einer der beiden Herren, die vor der Tür standen: „Wir kommen einmal, wir kommen zweimal, aber das dritte Mal kommen wir mit geschulterten Gewehr.“ Mein Mann, der die Worte hörte, rief vom Esszimmer aus: „Kommen Sie doch herein, meine Herren, wenn Sie etwas von mir wollen.“ Die beiden Herren kamen also ins Esszimmer und wir vier nahmen an jeder Seite des Tisches Platz. Mein Mann sagte, was haben Sie mir zu erzählen. Der eine Herr fing an: Sie haben gesagt, unser sehr verehrter Herr Grotewohl (1894-1964) sei schon lange tot und zwar sei er in Russland gestorben, während er doch erst jetzt gestorben ist. Da sagte mein Mann: Diesen Herrn Grotewohl, den man jetzt laufend abgebildet sieht, ist ein mir sehr gut bekannter Schauspieler in Westberlin, der dem Herrn Grotewohl sehr ähnlich sieht und der für sein

Konterfei sehr hoch bezahlt wird. Und dann haben Sie gesagt, dass unser sehr verehrter Herr Staatsrat Ulbricht Bordellbesitzer in Leipzig gewesen sei. Mein Mann sagte diesen Herren, dass es Herrn Ulbricht gelungen sei, sämtliche Adressbücher aus dem Jahre 1908 aufzukaufen, aber zwei dieser Adressbücher wären ihm doch entgangen und er wäre bereit, diese Bücher zu besorgen, in denen Sie es selbst lesen könnten, was Herr U. früher gewesen sei. Dann kam das Gespräch auf die Kartoffelernte. Da ich aber merkte, dass dies alles ein sehr langes Gespräch würde, holte ich Bier und Zigaretten und sagte, so jetzt können wir uns besser unterhalten und da sagte ich ihnen, Sie holen die Lehrer und Bankangestellten zusammen, damit sie die Kartoffeln buddeln. Dann werden die Kartoffeln auf kleine Häufchen gelegt und dann bleiben diese Häufchen so lange liegen, bis sich so viel Chlorophyll angesammelt hat, dass sie die Schweine nicht mehr fressen. Beide sprangen auf und fragten, wo ist das und ich sage ihnen, dass sie nur ein kleines Stück hinter Wolgast zu gehen brauchten, wo sie sich die Häufchen ansehen könnten. Mein Mann fragte die Herren, ob sie ihm erlaubten, ihnen einen kleinen Vortrag über den Kommunismus zu halten, was sie bejahten und nun hielt mein Mann ihnen beiden wirklich einen Vortrag über den Kommunismus und sagte ihnen dann auch, dass sein Vater den Liebknecht zugewiesen bekommen habe, um ihn als Assessor auszubilden. Die ganze Unterhaltung dauerte ca. vier Stunden und dann verabschiedeten sich die beiden Herren mit herzlichem Händedruck. Aber am anderen Tage hörten wir, dass diese beiden Herren für immer nach dem Westen gegangen seien. Mein Mann kam am 22. Juli 1960 in die Universitätsklinik nach Greifswald, wo er am 11.09. nach der Operation starb.



Man ließ mich in Ruhe bis Ende Mai, wo ich von Zinnowitz kommend ca. 5 – 6 Menschen an meinem Haus sah, die sich anschickten, die Haustür mit Gewalt zu öffnen. Als ich zu diesen Leuten trat fragte ich nur: Darf ich fragen, was Sie hier machen? Da bekam ich die Antwort, dass sie die obere Etage haben wollten, um

Militär unter zu bringen. Ich fragte und das tun Sie ohne mich zu fragen. Da bekam ich zur Antwort: Na Sie geben uns doch nicht die oberen Räume und ich erklärte ihnen, dass das die Ausstellung für die Arbeiten meines Mannes sei. Die Tür war also aufgebrochen worden. Ich besorgte mir einen Sicherheitsschlüssel. Als ich am nächsten Tag von einem kl. Spaziergang nach Hause zurück kam, hatte man den Schlüssel entfernt und die Tür abermals aufgebrochen. Ich hatte alle Arbeiten meines Mannes entfernt und dann kamen ca. 20 Soldaten in mein Haus. Nun ging es abends los und es rasten diese Männer an den Strand, um dort Übungen zu machen. Öfters fuhren sie auch nach Stralsund, um dort zu üben. Unter dieser Soldatenmannschaft war auch ein Offizier, den ich kurzerhand als Einbrecher bezeichnete. Das verbat er sich und wollte es melden. Da frug ich ihn nur: Sind Sie auf legalem Weg in mein Haus gekommen oder durch Einbruch. Mehrere Tage später besuchte mich ein Freund unseres Hauses, dem ich alles erzählte und dieser riet mir doch mein Haus aufzugeben und nach dem Westen zu gehen, was ich auch tun musste, als es die Soldaten immer schlimmer trieben, denn sie ließen mir nachts, wenn sie von der Übung kamen, keine Ruhe. Sie stellten sich vor das Esszimmer und riefen ununterbrochen meinen Namen und einmal drohten sie mir, auch die Tür zum Esszimmer gewaltsam aufzubrechen, wenn ich ihnen nicht öffnete, aber ich öffnete nicht und verhielt mich still. Und so habe ich am 30. Juni 1961 mein Haus und die Insel verlassen. Ich ging über das Lager Marienfelde (*West-Berlin*), von da kam ich nach Giessen und dann sollte ich, da ich keine Wohnung nachweisen konnte, in das Lager nach Unna kommen. Dies schrieb ich einer Studienrätin, die 1953 aus Zinnowitz geflohen war und diese sandte an das Lager in Giessen ein Telegramm, dass sie mich in Münster übernehmen würde und so kam ich am 13. Juli 1961 nach Münster, wo ich heute noch lebe.

Von dem Lager in Marienfelde möchte ich noch erwähnen, dass dort täglich tausende von Flüchtlingen eintrafen. Diese alle wurden auch, so gut es ging, untergebracht. Wegen dem vielen Essen, was man bekam, sprach ich mal mit einem Arzt, denn ich konnte es einfach nicht fassen dass sehr oft, die ganze empfangene Verpflegung sofort in die dort stehenden Abfalleimer geworfen wurde. Die ganzen Menschen waren doch ihre Flucht meistens derart bedrängt, dass sie mit dem besten Willen nichts essen konnten und wenn ich das sah, musste ich an die sowjetische Besatzungszone denken, wo man sich immer noch durchhungern musste. Als ich nun hier war, kümmerte ich mich sofort um ein möbliertes Zimmer und ich bekam auch bald eins. Heute ist es

mir schleierhaft, wie ich ein solches Zimmer für 70,- monatliche Miete auch nur annehmen konnte. Doch die Zimmernachfrage war auch wegen der vielen Studenten ungeheuer. In dem handtuchschmalen Raum stand lediglich ein Bett ohne Betten und Wäsche mit einem riesengroßen Schrank, dessen Türen nicht zugehen. Dann standen noch zwei Polstersessel im Raum, auf denen man wegen der herauspringenden Stahlfedern nicht sitzen konnte. Aber ich konnte mir meine 32 Postpakete, die ich nach hier geschickt hatte, gleich mitnehmen und so konnte ich wenigstens schlafen, denn meine Daunendecken, Kissen und Wäsche hatte ich mitgenommen. Nun ging ich täglich weiter auf Suche nach einer kl. Ein- oder Zweizimmerwohnung. Ich wohnte in einem Haus, welches der Wehrmacht gehörte und es war vereinbart worden, sobald eine solche Wohnung durch Tod oder Wegzug der Militärverwaltung zur Verfügung gestellt würde. Nun hatte ich das Pech, dass meine Wirtin, nachdem ich ca. 14 Tage bei ihr wohnte, einen Schlaganfall bekam, so dass ich nicht in der Wohnung bleiben konnte. Ich ließ mir von der Wehrmacht die Bestätigung geben, dass ich das Zimmer unbedingt räumen müsste, da ein Wehrmachtsangehöriger mit Familie dort einziehen wollte. Damit ging ich zum Wohnungsamt und da erklärte sich ein Angestellter bereit, mir eine Wohnung zu geben und ich ging in die Kärntnerstr. 65 zu Frau Kösters, wo ich wohnen sollte. Mit Eilschritten ging ich los und als ich ankam, hatte Frau Kösters die Zusage der Wohnung an ein altes Ehepaar abgegeben. Aber ich ließ mir trotzdem die Wohnung zeigen und bei einem Gespräch kam heraus, dass die alten Leute noch nicht wussten, wann sie einziehen würden. Daraufhin ergriff ich die Initiative und frug, ob sie mich nehmen würde, worauf Frau Kösters sagte, dass sie mich gern nehmen würde. Wir schrieben einen kurzen Bericht, mit diesem begab ich mich zum Wohnungsamt. Dort wurde mir nun gesagt, ich möchte mich am anderen Tag kurz vor Öffnung des Amtes einstellen und dann würde man mir die Wohnung geben, da die beiden alten Leute ja noch Wohnung hätten. Und so zog ich am 28. Dezember 1961 hier ein. In meiner ersten Wohnung konnte ich mich im Winter überhaupt nicht ausziehen, wenn ich zu Bett ging, da das Zimmer keinerlei Heizung hatte. Es war für mich eine harte, trostlose Zeit. Aber ich habe großes Glück gehabt und ich habe sehr oft in meinem späteren Bekanntenkreis gesagt, das Ehepaar Kösters sollte man öffentlich in der Zeitung belobigen für die große Güte, die sie ihren Bewohnern, beide Flüchtlinge, entgegenbringen. Als ich nun festen Fuß gefasst hatte, beantragte ich meine kleine Rente, die ich mir in der sowjetisch besetzten Zone erworben hatte. Ich hatte dort monatlich 124,-, genau wie mein Mann

Rente bezogen, die man mir hier absprach mit dem Hinweis, dass ich trotz meines Alters – ich hatte das 72ste Lebensjahr überschritten – täglich noch 2 Stunden arbeiten könnte. Das wäre mir natürlich nicht möglich gewesen, denn ich kam aus tiefster Einsamkeit in eine immerhin größere Stadt, die ich erst kennen lernen musste und wer nimmt wohl eine Frau über 72 in Arbeit? Somit klagte ich hier beim Arbeitsamt und es wurde ein Termin festgesetzt. Ich begab mich an dem bestimmten Tag in den Verhandlungssaal und als erstes wurde gefragt, ob ich noch 2 Stunden arbeiten könnte und ob ich eine Verteidigung hätte. Ich sagte den Herren, dass ich mich allein vertreten würde und so war meine erste Frage, wie alt man hier in der Bundesrepublik sein müsste, um Rente zu bekommen, denn ich hatte meine Rentenpapiere zur Einsicht vorgelegt. Mir war die ganze Sache doch etwas zu dumm und so erklärte ich mich bereit, zwei Stunden zu arbeiten, aber ich sagte ihnen auch, dass es nicht zwei Stunden, sondern drei Stunden werden würden, denn man müsste ja auch meinen Hin- und Rückweg mit in Betracht ziehen und dann sagte ich, dass man doch keiner Privatfirma zumuten könnte, mich einzustellen, denn ich könnte wohl den ersten und vielleicht auch den zweiten Tag zur Arbeit kommen, wie es aber am dritten Tag aussehen würde, hinge von meinem Gesundheitszustand ab, denn ich wäre seit 1952 in ärztlicher Behandlung, aber ich schlug vor, dass ich bei ihnen angestellt werden könnte, ich sei mit sämtlichen Büroarbeiten vertraut und irgend ein Posten würde sich schon für mich finden. Da ging man in ein Nebenzimmer zur geheimen Beratung und als die Herren zurückkamen, wurde mir erklärt, dass ich Rente bekommen würde und diese betrug damals 60,-. Im Laufe der angehenden Inflation hat sich solche gesteigert auf 128,-. Da ich mit dem mir zustehenden Geldes nicht auskommen konnte, wandte ich mich an den Kurator der Uni, dem Freiherrn Oswald von Fürstenberg, unter dessen Großvater der Großvater meines Mannes als Generalmajor gedient hatte und dieser sorgte dann dafür, dass mir geholfen würde. Als ich im Jahre 1969 endlich meine Abrechnung vom Lastenausgleich bekam, wonach ich für mein zurückgelassenes Haus mit voller Einrichtung, es waren 8 Zimmer, 4 Kammern, 4 Stallungen, die Abrechnung erhalten hatte, wollte ich natürlich auch das ausgerechnete Geld haben, denn ich hatte auch ein Sparkassenbuch, aufgewertet auf ca. 3000,- beim hiesigen Amtsgericht mit abgegeben, wurde mein Ansinnen abgelehnt. Da ich aber noch Verschiedenes für meinen Haushalt kaufen musste, nahm ich auf Grund meiner Papiere ein Darlehen bei der Stadtparkasse in Münster in Höhe von 2500,- auf. Nach ca. drei Tagen bekam ich von der Stadtparkasse die

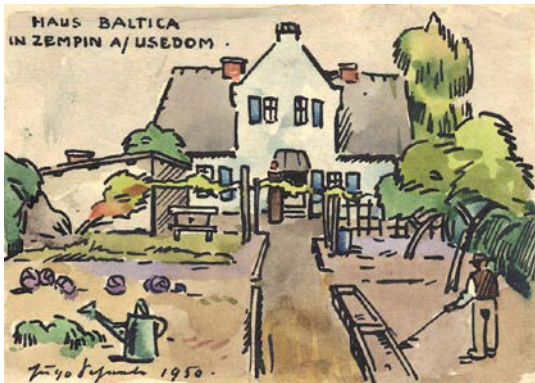
Aufforderung, mein aufgenommenes Darlehen mit monatlich 100,- abzutragen, da sich das Lastenausgleichsamt weigerte, diese Summe an die Stadtparkasse zu zahlen. Da schrieb ich an die Regierung nach Bonn und bekam die Antwort, ich möchte mich doch an die Reichsschuldenverwaltung in Berlin wenden, was für mich natürlich Unsinn war, denn die Reichsschuldenverwaltung machte keine Gesetze, wonach sie nachträglich die aufgelaufenen Zinsen für das durch die Regierung verschuldete Einziehen aller Vermögenswerte, zu zahlen hätte. Aber ich schrieb trotzdem und ich bekam die Antwort, die ich erwartet hatte. Aber in der Bonner Regierung müssen Menschen sitzen, die vom Tuten und Blasen keine Ahnung haben. Also schrieb ich wieder an die Regierung und da wurde mir mitgeteilt, dass mein Schreiben nach Homburg v. d. H. weiter geleitet worden sei und von da schrieb man mir, dass mein Schreiben nach Düsseldorf weiter gegangen sei und diese wiederum teilte mir mit, dass ich von dem Herrn Reichspräsidenten der Stadt Münster Antwort erhalten würde. Daraufhin schrieb ich selbst an den Herren Regierungspräsidenten und dieser sorgte dafür, dass nicht nur das aufgenommene Darlehen zurückgezahlt werden müsste, sondern ich bekam noch ca. tausend Mark mehr ausgezahlt.

Mein Mann hatte in der Zeit, wo er sein ganzes Vermögen verlor, dass der Staat, der sich so nennt, der größte, gemeinste und brutalste Verbrecher sei und das hat man hingenommen, ohne ihn wegen dieser schriftlichen Äußerung zur Rechenschaft zu ziehen. Mein Mann ist in einer gewissen Wohlhabenheit groß geworden und später musste er sich sagen, dass die ganze Arbeit seines Vaters und seiner Vorfahren umsonst gewesen war, Nutznießer war lediglich der Staat und seine Beamten und daraus sollten alle anderen Menschen, die keine Staatsbeamten sind, ihre Schlüsse ziehen. Wir haben erfahren, was mündelsichere Papiere heißen und in der SBZ (*Sowjetisch besetzte Zone*) haben wir erlebt, wie man zu Häusern und anderem Eigentum kommt.

(*Nach der Inflation*) Mein Mann hatte auch einmal an die Regierung geschrieben, sie möchten in jedem Ort, seien es Städte, Dörfer oder nur Gemeinden Plätze für Selbstmörderfriedhöfe frei lassen, damit die Menschen, die ihr Geld so schwer errungen hätten, wenigstens noch unter die Erde kämen und er selbst hat der Stadt Swinemünde die Zeichnungen, die er für diesen Zweck gemacht hatte, eingesandt, aber auch gleichzeitig daneben die Schlemmerlokale, in denen die Staatsbeamten ihre Mahlzeiten einnehmen können. Ein höherer Staatsbeamter aus Swinemünde hat uns selbst mal erzählt, dass

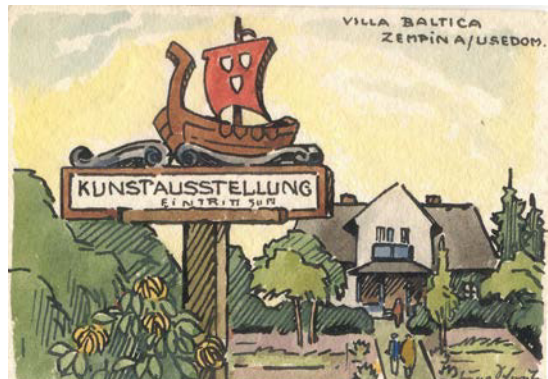
das Aktenstück des Malers Scheele am größten sei, das sie aufzubewahren hätten.

Auch in der Hitlerzeit hat mein Mann seine Meinungen stets offen ausgesprochen. So wurde er einmal nach Berlin geladen zu einer großen Kunstausstellung. Nach der Eröffnungsrede wurde mein Mann als einer der ältesten Maler gefragt, was er zu dieser Ausstellung zu sagen hätte. Da stand mein Mann auf und sagte wörtlich: „Meine Herren, diese Ausstellung hat mit Kunst nichts zu tun und von Politik verstehe ich nichts!“ Daraufhin verließ mein Mann die Ausstellung.



Von meinem Mann möchte ich doch noch sagen, dass er immer sehr fleißig war. Wir machten wohl in unserer Jugend ausgedehnte, große Spaziergänge, sehr oft bis 50 – 60 km, aber dann stand er nachts auf und arbeitete, bis er vor Müdigkeit nicht mehr weiter kam, erst dann ging er wieder zu Bett. In Hannover

hatten wir einen ca. 1/4 Morgen großen Garten, der aber sehr gepflegt war und in dem es für ihn nicht viel zu tun gab. Er hätte ja gar zu gern von seinem Vater ein Gut gehabt, denn er hatte auch große Lust an der Landwirtschaft, aber davon wollte sein Vater nichts wissen und als wir uns das Haus in Zempin gekauft hatten, wo der Boden aus Sand bestand, konnte er seine Tätigkeit im Anbau von Gemüse und Blumenstauden entfalten. Sobald er geistig in seiner Malerei oder in seinen Gedichten erschöpft war, erholte er sich im Garten und er machte im Laufe der Jahre aus dem Sandgrundstück einen blühenden Garten. Die Fischer in Zempin



haben wohl in den ersten Jahren unseres Dortsein viel über den „verrückten“ Maler gelacht, aber als sie später erlebten, welch herrliches Gemüse er aus dem Grundstück erntete, sprachen sie nicht mehr von dem verrückten Maler, sondern sie eiferten ihm nach. Vor allem im Spargelanbau schlossen sich viele Fischer an, denn sie hatten ja keine Ahnung, dass der Sandboden für Spargel wie geschaffen war. An Obstbäumen pflanzte er nur die edelsten Sorten an und wir hatten in den letzten 20 Jahren das köstliche Obst. An Gemüse hatte er angepflanzt: Dicke Bohnen, Bohnen und Erbsen, Kohlrabi, Möhren, Spinat, Sellerie, Blumenkohl, Maiskolben usw. Es gab eigentlich nichts, was er nicht angepflanzt hatte. Später ging er auch auf Rot- und Weißkohl über. Aber es war eine harte Arbeit, ehe es soweit war, dass wir mit richtigen Ernten rechnen konnten. Uns gegenüber war eine kleine Anhöhe, die der Gemeinde gehörte. Auf diesem Gelände ließ ein Fischer seine Kühe weiden und jeden Abend, sobald die Tiere von dieser Weide zurückgeholt worden waren, gingen wir beide mit Kehrblech und Schippe los und holten uns den Dung für unseren Garten. Das haben wir wohl über 30 Jahre lang jeden Abend durchgeführt, aber das wussten die Fischer nicht und auf diese Weise kam unser Garten zu Gemüse und Obst. Da durch den dauernd starken Ostwind immer wieder der Sand das Stückchen Land beherrschen wollte, hatte mein Mann um jedes Beet einen Bretterkasten gemacht, bis die Erde fest war, dass sich der Sand nicht mehr halten konnte und über die Beete hinwegfegte. Da unser Haus ganz frei lag, legte sich der Samen des Unkrauts stets auf unseren Garten und dadurch hatte mein Mann täglich auch mit Unkraut zu kämpfen. Vor dem Haus war ja eine Sauerkirschallee angelegt, aber als niemand mehr schießen durfte, nahmen die Krähen derart überhand und vor allem auch die Stare, dass sich mein Mann entschloss, die Bäume kurzerhand abzuschlagen, obwohl wir früher zentnerweise die Sauerkirschen ernten konnten, bekamen wir kaum noch ein Pfund zusammen. Die Wurzeln der Bäume entfernte mein Mann auch und setzte rechts und links des Weges wunderschöne Stauden hin, sodass unser Garten von sehr vielen Kurgästen fotografiert wurde. Da der Boden vor allem auch Lehm brauchte, fing mein Mann vor dem Haus an zu graben, weil er sich sagte, dass man doch nach Lehm schürfen müsse und er hatte richtig gerechnet. Von der Veranda angefangen, kam der Lehm nach ca. einen Meter Tiefe zum Vorschein. Und so fing mein Mann an, sich den Lehm herauszuholen. Aber je weiter er nach dem Walde zu grub, musste er immer tiefer gehen, zuletzt waren es ca. 10 – 12 Meter Tiefe. In die Gruben kam unser ganzer Haushaltsabfall, sodass wir damit keine Sorgen hatten. Da wir

übliche Dorftoiletten hatten, musste mein Mann auch diesen Dung selbst herausholen und er mischte diesen mit den Kuhdung und Abfällen zu einem Komposthaufen, den er bei seinem Gemüseanbau verwendete. Aber all' diese Arbeit im Garten war für ihn eine Erholung. Als er seine Chronik „Singschwan über Usedom“ anfang, hatte er sich die ganze Literatur über die Insel Usedom und über die Stadt Wolgast angeschafft und studiert. Später, als der Kommunismus so stark auftrat, beschaffte er sich auch die ganze Literatur über Marx, Lenin und Engels und studierte den Kommunismus. Über Krieg und Frieden las er sämtliches Material. Während des Krieges, wo wir kein Licht haben durften, las mir mein Mann bei einer kleinen Taschenlampe sämtliche Klassiker vor und später auch alle Hefte von Karl May. Mein Mann hatte im Garten auch eine Brombeerhecke angelegt, die große Ernten abwarf. Aber nach einigen Jahren war das Holz so morsch geworden, so dass wir uns nicht mehr über die Hecke, die 4 x 4 m groß war, bücken und pflücken konnten. Da war eine liebe Bekannte bei uns zu Besuch, eine Frau Dr. med. Hänel, die sich sofort erbot, die Brombeeren zu pflücken. Obwohl sie mein Mann gewarnt hatte, beugte sie sich über die Hecke und wie vorauszusehen war, brach das ganze Gestell zusammen und sie lag zwischen den ganzen Brombeeren. Nun wussten wir nicht, wie wir ihr helfen konnten, denn wir wollten uns auch nicht noch verletzen und so reichten wir einen langen Stock, an dem sie sich klammern konnte, um aus dem Stachelgewirr herauszukommen. Wir haben diese Leistung von ihr lange bewundert. Sie war aber später 11 Jahre lang als Entwicklungshelferin in Paraguay tätig und da hat sie, wie sie uns erzählte, noch weit schlimmeres erlebt.

Auf einer großen Ausstellung in Berlin wurde mein Mann im Beisein aller Besucher gefragt, wie er die Ausstellung finde. Die Antwort meines Mannes war: Diese Ausstellung sind für mich Dokumente für Kriegspropaganda. Sie hat aber mit Kunst nichts zu tun und von Politik verstehe ich nichts.

Wenig schön fand ich als junges Mädchen, dass man im Schloss Tiefurt die beiden kleinen Kammern den Besucher zeigte, in denen sich Karl August und Goethe ihren Liebesstunden hingab, wo sie sich gegenseitig beobachten konnte. Erst im Jahre 1920 hörte ich, dass man die beiden kleinen Kammern dem Publikum nicht mehr zeigte.

Als mein Mann zum ersten Mal den Kopf von Hitler sah, war sein erster Ausspruch: „Der Mann ist typisch schizophr.“

Durch meine kurze Tätigkeit in Berlin konnte ich die Privatsekretärin von Dipl. Ing. von Seeckt werden, aber wegen meiner Lebensmittelkarte musste ich 1918 nach Eisenach zurück.

Eine Schwägerin von dem Freund meines Mannes Konrad Gérard war die s. Zt. berühmte Sängerin Mafalda Salverdini, mit der wir in Berlin des Öfteren zusammen waren.

Die Großherzogin Caroline von Sachsen Weimar Eisenach Gemahlin des Großherzogs geb. von Reuß ältere Linie beging in Wirklichkeit Selbstmord, denn sie zog sich bewusst eine schwere Erkältung in Ettersburg bei einer Jagd im Winter zu, um von ihrem Mann wieder getrennt zu werden, da er ihr zu grob und zu gemein war. Sie hatte nach einer Theatervorstellung gebeten, man möchte ihr noch etwas zu Essen geben, da bekam sie von dem Homosexuellen Grafen von Palesieu die Antwort: die Küche ist bereits geschlossen und sie musste hungrig zu Bett gehen. Am anderen Tage verlangte sie, dass P. entlassen werden müsste, was nicht geschah und da hatte sie beschlossen, irgendwie aus dem Leben zu scheiden. Der Großherzog hatte noch einen Bruder, der eigentlich die Regierung hätte antreten müssen und man sprach in Weimar ganz offen davon, dass der Großherzog, um an die Reg. zu kommen, seinen Bruder auf der Wartburg erschossen hatte. Als der Großherzog dem Prof. Sascha Schneider das Tempelherrenhaus im Park von Weimar als Atelier gegeben hatte, wurde man auf sein Verhalten erst richtig aufmerksam und so geschah es, dass dem Prof. Schneider der Aufenthalt in Deutschland verboten wurde. Der Großherzog war s. Zt. der reichste Mann, denn sein Barvermögen belief sich auf 104 Millionen. Nach Eisenach durfte er nicht mehr kommen, weil er bei einer Abnahme der Parade einen einfachen Soldaten gehohlet hatte. Er war jedenfalls nicht beliebt.

Der Bruder von dem berühmten Augenarzt Dr. Meyer Gräfe kam wegen Verschwendung unter Kuratel. Er ging buchstäblich täglich in das Cafe „Kaisercafe“, ließ sich einen Weinkübel mit vier Flaschen Sekt Inhalt geben, wusch sich darin die Hände, spuckte dann in den Kübel und ging wieder nach Hause.

In Weimar verkehrten wir mit: Heinrich Niedick aus Halberstadt Sohn eines Arztes, Hans Drache, Vetter von meinem Mann, Ivo Hauptmann, Sohn von

Gerhart Hauptmann, Heinz Dornbach Vetter von meinem Mann Paul Hofstätter, Sohn des Geh. Finanzrates Hofstätter in Karlsruhe, Opernsängerin Selma von Scheidt, Opernsänger Xaverl Mang, mit dem wir uns später noch oft geschrieben haben, Daghofer, den mein Mann in Lebensgröße gemalt hat, seine Frau wurde nach ihrer Scheidung Filmschauspielerin, Lil Dagofer, die mit mir gleichaltrig ist, denn als ich 19 Jahre alt war, fuhr sie schon zwei Kinder in einem grünen Doppelsportwagen aus, Odefey, der später unter den Malern einen guten Namen hatte, den Schauspieler Wiedey, die Sängerin Emmy Wittig.

Über das Leben meines Mannes, den acad. Maler Hugo Scheele will ich noch folgendes berichten:

Hugo Scheele wurde am 15. Juni 1881 in Arnsberg Westf. als Sohn von dem Rechtsanwalt Carl Scheele und seiner Ehefrau Elisabeth Scheele geb. Seneca, geb. 04.04.1854, gest. 15.1.1915, geboren. Er besuchte das hum. Gymnasium in Arnsberg und studierte zuerst Medizin in Leipzig. Er brachte es bis zum Physikum und dann bat er seinen Vater ihn doch als Maler ausbilden zu lassen. Er durfte dann in Leipzig die Zeichenschule besuchen, musste aber nebenbei auch die Handelshochschule besuchen, da ihm sein Vater nach seinem Ableben ein größeres Vermögen hinterlassen wollte, denn sein Vater war inzwischen von Arnsberg an das Reichsgericht nach Leipzig berufen worden, wo er als Kaiserl. Geh. Justizrat 1908 seinen Abschied von dort nahm und nach Königstein im Taunus übersiedelte. Von Leipzig aus ging mein Mann nach Düsseldorf und arbeitete unter Professor Grünwald. Von dort kam mein Mann nach Weimar an die Kunstakademie, wo er als Lehrer Prof. Olde. Ludwig von Hoffmann und Prof Thedy hatte.

1905 lernte ich meinen Mann am 1. Oktober kennen und am 21. Juli 1906 verlobten wir uns. 1907 machten wir zu Fuß die Wanderung von München aus über Seefeld, den Herzogsstand bis Innsbruck. Von da wanderten wir bis Basel, Schaffhausen, weiter bis Karlsruhe. Von da aus fuhren wir mit der Bahn nach Weimar zurück. 1908 besuchte ich die Handelsschule in Hannover und mein Mann fuhr allein an die Kurische Nehrung. 1906 fuhren wir nach Bornholm und besuchten anschließend die Insel Rügen.

1909 fuhren wir nach Paris, wo mein Mann vor allem Aktstudien machte in Zeichnungen und auch in Öl. Danach fuhren wir nach Florenz, Siena und Rom, wo mein Mann viel modellierte, zeichnete und malte. 1911 waren wir in Süderholz bei Apenrade, wo wir für den Sommer ein Lotsenhäuschen gemietet hatten. Von da aus besuchten wir Kopenhagen. 1912 musste ich die erste Ehe eingehen, die genau eine Woche dauerte. Darauf kam der Selbstmordversuch und dann meine Stellung als Bürovorsteherin bei einem Scheidungsanwalt. Diese Stellung hat mir mein Schwiegervater besorgt. Danach kam ich auf die Reichsbank bis kurz vor Ende des Krieges, wo ich nach Berlin ging, da mein Mann und ich unser altes Verhältnis fortgesetzt hatten und ich nicht mehr jeden Sonnabend nach Berlin zu meinem Mann fahren wollte. Dort bekam ich eine Stellung im Metallarbeitgeberverband und unterstand dem Dipl. Ing. von Seeckt, dessen Privatsekretärin ich werden sollte. Da brach die Revolution aus, mein Mann fuhr sofort zu seinem Vater nach Lippstadt und ich zurück nach Eisenach, wo ich eine Stellung in dem Betonarbeitgeberverband fand. Dieser hatte den Betrieb von Frankfurt nach Eisenach während des Krieges verlegt und verlegte ihn nun wieder zurück nach Frankfurt und ich nahm eine Stellung bei der Landwirtschaftlichen Maschinenfabrik in Eisenach an, da ich das Angebot, mit nach Frankfurt zu ziehen, ablehnte. Wir setzten unser Verhältnis von da ab auch weiterhin durch bis mein Schwiegervater davon erfuhr und ich gezwungen wurde, die zweite Ehe einzugehen. Auch das tat ich für meinen Mann. Diese Ehe dauerte einen einzigen Tag, denn dieser Mann, ein Polizeioffizier hatte einen Tumor, der sofort operiert werden musste. Wir ließen uns standesamtlich und kirchlich trauen, fuhren sofort in die Universitätsklinik Jena und ich ging in ein Hotel, um die Operation abzuwarten. Als ich am anderen Morgen in die Klinik kam, um zu hören, wie alles verlaufen war, musste ich hören, dass der Mann verstorben war. Das war also meine zweite Ehe. Da sich der einzige Bruder meines Mannes erschossen hatte, weil er das Mädchen, welches er liebte nicht heiraten durfte, weil es evangelisch war und seine einzige Schwester auch dieserhalb für vier Monate in eine Irrenanstalt eingewiesen werden musste. Auch mein Mann wollte sich das Leben nehmen und deshalb brachte ich das Opfer auf Verzicht. 1920 am 09.09. starb mein Schwiegervater und da war der Weg für uns frei. Mein Mann gab den großen Haushalt in Lippstadt auf und kaufte sich eine Einfamilienvilla in Wiesenau bei Hannover, wo ich von ihm sofort nach dort geholt hatte. Mein damaliger Chef, der meine ganze Lebensgeschichte kannte, gab mich frei und so blieb ich bei meinem Mann in

Wiesenaus bis das Trauerjahr so ca. um war und am 21.07.1921 heirateten wir. Und da wurde mein Mann so krank, dass ich auch damit rechnen musste, dass er sterben würde. Schon im September 1921 gingen wir auf die Insel Usedom, wozu meinem Mann die Ärzte geraten hatten und von da ab erholte sich mein Mann und er stellte sich nach Verlust seines gesamten Vermögens auf eine verkäufliche Malerei um. Wir lebten noch ca. 40 Jahre zusammen, bis er am 11.09.1960 in Greifswald nach einer sehr schweren Operation starb. Ca. 1 Jahr konnte ich noch in unserem Haus wohnen, dann wurde ich durch Militär verdrängt und ging nach Münster in das Heimatland meines Mannes. Er selbst wurde auf seinen Wunsch verbrannt und die Urne auf meinem Erbbegräbnisplatz nach Eisenach, wo ich auch hin wollte, denn ich ließ dieserhalb den Grabstein fertig machen (*der Grabstein ist nicht mehr vorhanden*).



Entwurf z. Wandgemälde: An den Gestaden des Lebens

Hugo Scheele, Insel Usedom 1955

Zu 1.) Der Bruder von dem berühmten Augenarzt Dr. Gräfe war zu Recht unter Kuratel (*unter Vormundschaft*) gestellt worden und obwohl dies geschehen war, besaß er noch so viel Geld für seinen persönlichen Gebrauch, dass er sich täglich im Kaisercafe 2 Flaschen guten Sekt in einen Eiskübel schütten ließ, um sich darin die Hände zu waschen. Dann spukte er in den Sekt und der Kübel wurde abgetragen.

Zu 2) Der Apenrader Arzt war ein Bundesbruder von Niediecks Vater.

Wir besuchten auch das Kloster in Fiesole Fraskatie, wo die Mönche sofort in ihren Zellen verschwinden, sobald ein Fremder das Kloster betritt:

Das Schloss Welbergen gehörte einem Vorfahren meines Mannes Christoph Scheele, der damals noch Graf von Scheele hieß, seinen Adelstitel aber ablegte, weil die dortigen Bauern ihm, da er Graf war, sein Korn nicht in seine Mühle brachten. Da er aber auf den Verdienst mit der Mühle angewiesen war, legte er seinen Grafentitel ab und dann brachten die Bauern ihr Korn auch wieder zu seiner Mühle. Die Mühle war ca. 60 bis 70 Jahre lang im Besitz der Vorfahren meines Mannes und zwar von 1726 – 1786 oder 1800.

Aus der Lebensgeschichte meines Mannes geht hervor, dass der s. Zt. bedeutendste Chemiker Carl Wilhelm Scheele zu seinen Vorfahren gehört, als auch der General d'Hauterive, der über 1/2 Jahrhundert seinem Fürsten und Lande unter dem Freiherrn von Fürstenberg – Herdringen gedient hatte und wegen seiner großen Verdienste um das Bistum Münster in Handorf bei Münster in der Pfarrkirche beigesetzt worden ist. Die Ahnenschrift fertigte Herr Professor Pieper in Arnsberg Westf. an.

Mein Mann starb am 11. September 1960 an einer Gallen-Blasen- und Nierensteinoperation (*Embolie*) in der Universitätsklinik in Greifswald.

Handschriftlich gezeichnet:

Rosel Scheele

Anhang - Ergänzungen - Erklärungen

Frau Scheele hat vor dem Verlassen Zempins viele Bücher an die evangelische Kirche in Koserow gegeben. Einig Ölgemälde hat sie aus dem Keilrahmen gerissen und gerollt, um sie mitzunehmen, wodurch großer Schaden an den Werken entstand.

Seite 25: Ein Rollkragen gab zu dieser Zeit so viel Aufregung wie in späteren Zeiten z.B. der Minirock.

Seite 30: Villa Romana Preis - Eine Bestätigung dieser Auszeichnung konnten wir auf Nachfrage nicht nachgewiesen bekommen.

Seite 55: 1921 sah die Waldstraße vom Zug noch so aus, wie auf dem Foto. Heute kann man durch die weitere Bebauung und Baumwuchs das Haus von der Bahn aus nicht sehen, obwohl es auf einem Hügel steht. Das Haus hieß schon seit der Erbauung BALTICA und der Name wurde bis heute nicht geändert.

Seite 57: Es war an der schmalsten Stelle der Insel ein Haltepunkt der Bahn entstanden, um alle Waggonen zu kontrollieren und wer von Koserow aus nach Wolgast wollte, der konnte in der Bahn bleiben, aber die Türen der Waggonen wurden verschlossen.

Seite 60: Hier erfahren wir etwas über die Preise und Vermietung in Zempin

Seite 64: Hugo Scheele war Mitglied im Pommerschen Künstlerbund, der heute noch mit Sitz in Greifswald besteht. Zur Eröffnung der Ausstellung 1994 in Zempin kam auch der Maler Helmut Maletzke, Greifswald, der ihn noch persönlich kannte.

Seite 67: 221 Gäste in der Villa BALTICA haben sich auf einer Tischdecke durch Unterschrift und Datum verewigt, diese Schriften stickte Frau Scheele nach. (Foto) So hat auch der Maler Otto Niemeyer-Holstein seinen Schriftzug hinterlassen, obwohl es zu keiner Freundschaft kam. Scheeles hatten einige Verbindungen nach Zinnowitz zu Lehrern, Druckerei usw. Auch waren nach dem Bombenangriff auf Peenemünde im August 1943 viele Peenemünder Wissenschaftler in Zinnowitz einquartiert.

Seite 68: Ziegen - er hat sie mit wenigen Strichen gezeichnet.

Seite 75: Der Start der V1 wurde durch die chemisch gebundene Energie des Wasserstoffsperoxydes (70 Liter) und Kaliumpermanganat (6 Liter) entstehenden Dampfes vorwärts getrieben.

Seite 75: Ein Patenkind von Rosel Scheele, Edlef Wischhöfer aus Kösching, wurde Prof. Dr. med., sein Vater war Konstrukteur in Peenemünde. Auch Margrit Braun, Zempin war ein Patenkind von ihr.

Seite 76: In Zempin trennte südlich der Waldstraße ein Zaun die Anlagen zur V1 Station.

Frauen und Kinder, die auf Lebensmittelkarten angewiesen waren, mussten schon vor Kriegsende am 07. April 1945 den Ort verlassen und wurden nach tagelanger Bahnfahrt nach Rügen gebracht. Zu Fuß gingen sie dann Ende Juni 1945 von Putbus zurück nach Zempin. Siehe Zempiner Heimathefte Nr.2 Seite 61.

Seite 76: In Zempin in der Nähe der Waldstraße waren drei Stellungen der V1 für Serienerprobungen und für Einweisungen der Soldaten. Diese Anlagen wurden nach Einzug der Russen gesprengt, auch die Betonstraßen, die zu den Stellungen führten wurden in Abständen von ca. 50 Meter gesprengt und viele Jahre durften diese Sprenggruben nicht zugeschüttet werden.

Seite 77: Die Aktion „Rose“ im Jahre 1953 an der Küste suchte Gründe zur Enteignung der Hotelbesitzer.

Seite 79: Gerüchte über Doppelgänger werden zu jeder Zeit über Personen der Öffentlichkeit gestreut.

Seite 83: Als sie dann in Münster wohnte beschreibt sie Zempin als: „ich kam aus tiefster Einsamkeit“, da scheint sie doch in Zempin das Stadtleben vermisst zu haben.

Seite 86: Die Walstraße steigt in Richtung Zinnowitz an und geht in den „Gartenberg“ über. Der Kern des Berges besteht aus Lehm, die Eiszeit und der Wind hat eine Menge Sand darüber geweht. Hugo Scheele hat sich über Gartenbau belesen, entsprechende Sorten angebaut und die Erde verbessert.

Seite 87: Diesen Ausspruch hat Hugo Scheele wohl erst nach dem Zweiten Weltkrieg getan, nicht wie schon auf Seite 83 erwähnt.

Seite 92: Diese direkte Verwandtschaft hat sich nicht bestätigt, da der Chemiker keine Kinder hatte - nach Aussage des Stralsunder Archives.

Die Großmutter von Hugo Scheele war Maria Bernadina Josepha Bertha d'Hauterive geb. 1821. Einige Gedichte zeichnet Hugo Scheele auch mit Seneca, dem Geburtsnamen seiner Mutter.